

Robert Riemann

(1877 – 1962)

Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse** (13.-16. August 2015)
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen, 2008-2015

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#). Die Rechte liegen beim Herausgeber, Dr. Tord R. Riemann. Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen dabei mindestens folgende Quellenangaben nennen: *Robert Riemann, Dummheit und Einsicht* (Hrsg. Tord R. Riemann, www.hugo-riemann.de, 2008-2015). Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Neuntes Kapitel.

Kleine Kriegerlebnisse

Im November 1915 wurde ich selbst eingezogen, einige Monate bei der Ausbildung der Ungedienten und der genesenen Verwundeten im Neuen Gasthof, Gohlos, beschäftigt und im Frühjahr 1916 zu dem auf Etappe liegenden und die Bahnstrecke sichernden Landsturmbataillon XIX.1. in die Champagne versetzt. Ich wohnte in Vrizy und kam durch einen Hauptmann Bernhardi, der mit mir einjährig gedient hatte, in das dortige Kasino, in das ich eigentlich als Vizefeldwebel gar nicht hineingehörte. Bernhardi war der Adjutant des Bahnhofskommandanten, des Oberstleutnant Nottrott, der erstens ungeheuer trunkfest war und zweitens literarische, bei einem Offizier ganz ungewöhnliche Liebhabereien hatte. Er las sehr viel und fand in mir den langersehnten Gesprächspartner. Ich war ebenso erfreut, weil ich den Umgang mit den Unteroffizieren, die keinen anderen Zeitvertreib kannten als das Kartenspiel, gründlich satt war. Er war zehn Jahre älter als ich. Die Konsequenz des Verkehrs mit Bernhardi und Nottrott war natürlich die, daß ich mich wieder auf die Aspirantenliste setzen ließ, von der ich mich sechs Jahre vorher hatte streichen lassen. Das machte gar keine Schwierigkeiten, weil man bereits auf der Suche nach Ersatz war, der im Frieden noch eine gründliche Ausbildung genossen hatte. Das Heer hatte sich nach den schweren Verlusten in eine bessere Miliz verwandelt. Es wimmelte von jugendlichen Leutnants, die im besten Fall über ein fragwürdiges Kriegsabitur verfügten. Unter den Mannschaften waren viele alte Leute, die es sehr unangenehm empfanden, von solchen Grünschnäbeln hochfahrend behandelt zu werden. Die jungen Menschen schnauzten jeden an, der nachlässig grüßte, sogar Verwundete, die auf dem Weg zum Lazarett waren. Bernhardi wurde bald versetzt, und an seine Stelle trat ein neunzehnjähriger Leutnant, mit dem Nottrott nichts anzufangen wußte. Er saß sehr viel lieber mit mir zusammen und trank mit großer Kennerchaft die verschiedenen Weine, die wir aus dem Proviantmagazin, das in Vrizy lag, bezogen. Nottrotts Bauch war noch etwas weiter vorgewölbt als der meinige. Der dreiste junge Leutnant behauptete, wir brauchten zum Kaffeetrinken gar keinen Tisch, weil wir die Tassen einfach auf die Bäuche stellen könnten. Glücklicherweise ging der Bengel abends immer früh zu Bett, weil er sich auf einer Urlaubsfahrt einen zünftigen Tripper geholt hatte.

Nottrott und ich waren also meistens allein. Er hatte bald herausbekommen, daß ich mich stark für Kriegsgeschichte interessierte, aber ihm in der Beurteilung der militärischen Operationen bei weitem nicht gewachsen war. Wenn ich die Ausdrücke Taktik und Strategie durcheinander gebrauchte, verbesserte er: „Die Strategie handelt von der Art, wie man die Truppen aufs Schlachtfeld führt, die Taktik dagegen von der Art, wie man sie auf dem Schlachtfeld verwendet. Die modernen Schlachten sind allerdings so weit ausgedehnt und dauern so lange, daß auch auf dem Schlachtfelde selbst noch Bewegungen nötig sind, die man früher zur Strategie gerechnet hätte. Für diese hat man jetzt den Begriff der großen Taktik erfunden.“ Diese Belehrungen waren mir außerordentlich willkommen. Ich hatte in Vouziers eine französische Ausgabe von Ségurs „1812“ gefunden und bei der Lektüre meine Jugenderinnerungen aufgefrischt. Jetzt las ich unter Nottrotts Anleitung Moltkes kurze Darstellung des Krieges 1870/71, in der auch die französischen Plätze, die ich nun aus eigener Anschauung kannte, eine Rolle spielten. Als wir lange über Vernichtungsschlachten debattierten, sagte mir Nottrott, ich müsse Schlieffens „Cannä“ lesen. Das schrieb ich nach Hause, und meine Schwester Dina besorgte mir den ungeheuren Wälzer, der allerdings in der Hauptsache aus Karten bestand, auf denen die zahlreichen Schlachten abgezeichnet waren, die alle ein „Cannä“ hatten werden sollen, aber nicht geworden waren. Ich las das Werk gründlich durch. Dabei fiel mir allerdings ein, daß uns Professor Adam einmal erzählt hatte, die römischen Adligen seien auf Grund ihrer Herkunft zu Zeltgenossen von Feldherrn gemacht worden. Sie hätten dann einen Haufen Pergamentrollen

ins Lager mitgebracht, um sich eilends die fehlenden militärischen Kenntnisse zu verschaffen. Vermutlich haben sie sich dabei ähnlich mit den Feldherren unterhalten, wie ich das jetzt mit Nottrott tat.

Mein Kompaniechef, Hauptmann Seidel, eigentlich Heringe en gros, Leipzig, war die Gutmütigkeit selbst, aber weder literarisch noch militärisch eine Größe. Er zeigte mir in Vouziers das Denkmal Hippolyte Taines und erzählte mir, daß unmittelbar nach der Besetzung der Stadt durch unsere Truppen eine Telefonleitung gelegt worden sei. Der Telefontrupp habe sich den Spaß gemacht, den Draht um den Hals Taines zu schlingen, so daß „der alte Franzose wie ein Gehenkter aussah.“ – „Das war aber nicht recht, Herr Hauptmann,“ erwiderte ich. „Taine wird von Nietzsche sehr anerkennend zitiert. Er hat den Franzosen klarzumachen versucht, daß sie bereits in ihrer großen Revolution ihre Niederlage 1870 vorbereitet hätten. Sie hätten das landschaftliche Empfinden, ohne das kein wahrer Patriotismus möglich sei, zerstört. Dagegen hätte Deutschland in seinen Königreichen, Großherzogtümern, Herzogtümern und Fürstentümern das landschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl konserviert und sei deshalb stark geblieben. Taine ist deshalb noch heute bei den Franzosen als Germanophiler geradezu verrufen. Das hätte man den Soldaten klarmachen müssen, als sie Taine in effigie hängen wollten.“ – „Das ist ein bißchen viel verlangt,“ sagte Seidel betroffen, „aber schreiben Sie doch einen Artikel darüber in der Ardennen-Zeitung!“ Diese war eine von den vielen Soldatenzeitungen, die in den besetzten Gebieten während des Stellungskrieges erschienen. Sie standen auf einem sehr niedrigen Niveau, weil sie „auf den gemeinen Mann berechnet waren.“ Der Landser wird als Kind betrachtet und mit kindischem Blödsinn abgefüttert. Den verlangten Artikel habe ich nicht geschrieben. Als wir wieder einmal unterwegs waren, und zwar mit einem Hauptmann, der eigentlich ein Rechtsanwalt aus Chemnitz war, ließ Seidel bei einem halbzerstörten Schlosse halten, zeigte mir das Wappen am Portal und sagte: „Riemann, da Sie alles wissen, müssen Sie mir sagen, was das für ein Wappen ist. Wem hat das Schloß gehört?“ – „Den ganzen französischen Gotha (deutscher Adelskalender) kann ich aber nicht auswendig,“ sagte ich. „Nein, Sie müssen etwas sagen,“ beharrte Seidel. Ich musterte das Wappen und entschied kategorisch: „Im Mittelfeld ist etwas abgebildet, das wie eine Ananas aussieht. Also handelt es sich offenbar um den Polenfürst Sobieski.“ Mit solchen Eulenspiegeleien schlugen wir in der Etappe unsere Zeit tot. Die Stimmung war sehr gedämpft, da der endlose Kampf in Verdun ungeheure Opfer kostete und doch ergebnislos blieb. Das gleiche galt von den Kämpfen an der Somme, bei denen damals mein Freund Bruno Busse den Tod fand.

Als wieder ein Regiment durchkam, das an die Somme front rückte, lud Nottrott einige ihm befreundete Offiziere zu einer Kneiperei in unser Kasino. Sie waren sehr vergnügt, aber doch überreizt. Vertragen konnten sie sehr viel. Sie widerstanden sogar dem „Mischobst“, mit dem wir sonst sehr trunkfeste Leute unter den Tisch zu trinken pflegten. Wir boten, wenn die Zeche rei auf dem Höhepunkt war, liebenswürdig eine Portion Mischobst an, die natürlich als willkommene Abwechslung angenommen wurde. Aber dieses Mischobst bestand aus Bolslikören. Ein kleines Wasserglas wurde mit grünem Reneclaudenlikör zur Hälfte gefüllt. Diesem folgte eine gleiche Schicht von rotem Kirsch und zuoberst eine dünne von farblosem Schwarzwälder Kirschwasser. Ein Glas Mischobst hielten viele aus, aber beim dritten wollten die meisten vom Stuhle. Dann pflegten wir unsere Opfer zu verladen und uns mit Bier, das wir als harmloses Selterswasser betrachteten, so lange abzukühlen, bis wir wieder nüchtern waren, oder doch zu sein glaubten. Diesmal hielten die Frontoffiziere ebensogut stand wie wir selbst. Sie verabschiedeten sich von uns in gehobener Stimmung, aber vierzehn Tage später bekam Nottrott die Nachricht, daß von den fünf Offizieren bereits einer gefallen und einer von einem Infanteriegeschöß, das ihm zwischen den Beinen durchpiff, entmannt worden war.

In Vrized lag eine Fliegerkompanie. Ein gefälliges Mädchen des Ortes hieß die „Flieger-

bertha“, weil sie jeden, der ohne das silberne Fliegerabzeichen zu ihr kam, schon an der Türe abwies. Der Respekt vor Dekorierten ist in Frankreich immer noch größer gewesen als in Deutschland, was allerhand besagt. Auch ein Offizier unseres Kasinos hatte sich einmal um die Fliegerbertha bemüht und ihr, um ihre Vorurteile gegen die Infanterie zu besiegen, einen im Proviantmagazin erstandenen Riesenkarton mit fünf Pfund Pralinen geschenkt. Die Folge war, daß sie sich überhaupt nicht mehr um ihn bekümmerte, weil sie ja nun auf Wochen hinaus versehen war. Als ich ihn törichterweise fragte, ob er verheiratet wäre, sagte er: „Ja. Ich liebe meine Frau leidenschaftlich, aber gerade deshalb muß ich mich, wenn sie nicht da ist, mit einer anderen behelfen. Die Leute, die das nicht tun, haben sich zu Hause um ihre Frau nicht bekümmert.“ Dieser Begriff des guten Ehemanns weicht von dem in zivilen Verhältnissen üblichen nicht unerheblich ab. Es gab auch Bordelle in der Etappe, in Vrizy allerdings nicht. Einer, der eine solche Stätte besucht hatte, erzählte mir, daß natürlich auch in dieser die Einteilung in Offiziere und niedere Dienstgrade streng eingehalten werde. Er habe der Mutter des Hauses deshalb Vorstellung gemacht, weil er diese Einteilung ungerecht für die Mädchen fand. Darauf habe die Alte gelacht und erwidert: „Aber, mein Herr, der Unterschied liegt doch nur in den Kostümen. Die prächtigen Kostüme bekommen die Mädchen für Offiziere, und dann sind sie natürlich viel teurer. Aber wir wechseln alle Woche. Dann werden die schönen Kostüme an die Mädchen gegeben, die bisher die alten an hatten, und so verdient jede gleichviel.“ Die Aufrechterhaltung der Rangunterschiede war hier also nur scheinbar.

Die Berühmtheit der Vrizer Fliegerkompanie war der Leutnant Baldamus, ein Dresdner, der bereits neun Gegner abgeschossen hatte. Als die Flieger einmal Nottrott einluden, bat er, mich mitbringen zu dürfen, was einem Oberstleutnant natürlich nicht abgeschlagen werden konnte. Das Essen war vorzüglich. Die Flieger hatten eine Sonderversorgung, zu der sogar eine Tafel Schokolade täglich gehörte. Sie galten als die Aristokraten des Heeres und wurden oft mit den Rittern des Mittelalters verglichen, weil sie Einzelkämpfe führten. Wenn einer abgeschossen wurde, aber lebend herunterkam, zog er die Handschuhe aus, um den Gegnern, die ihn gefangen nahmen, die Hand zu schütteln. Nottrott mißbilligte diese sportmäßige Auffassung einmal. Er sagte, er warte darauf, daß nächstens noch ein internationales Fliegerkasino eingerichtet würde. Der Krieg sei kein Fußballwettbewerb. Davon wurde an dem Abend nicht gesprochen. An der Ecke, an der ich saß, wurde die Frage erörtert, ob man beim Aufstieg Muirazetin nehmen müsse oder ob ein Phenazetinpulver genüge. Da mir Muirazetin nur als ein Stimulans bekannt war, mit dem sich Lustgreise ein vorübergehendes Wiederaufflackern ihrer Potenz verschaffen, fragte ich, was eigentlich Muirazetin sei. „Ein Nervenstärkungsmittel“ sagte ein Flieger. Darauf fragte ich, meiner Feldwebeluniform mich anpassend: „Reicht dazu nicht ein großer Schnaps?“ Ein allgemeiner Ausbruch des Entsetzens war die Antwort, und man belehrte mich: „Alkohol ist die größte Gefahr für Flieger. Man muß einen völlig klaren Kopf haben und sich blitzschnell entschließen können. Am besten trinkt man tagelang vorher keine alkoholischen Getränke.“ Das leuchtete mir ein, und ich bemerkte erst jetzt, wie mäßig von allen getrunken wurde. Der ganze Betrieb mit Schokolade und Nervenanzugsmitteln war gar nicht nach meinem Geschmack.

Bei Kaffee sah ich, daß Baldamus eine kleine Katze auf den Schoß nahm und sie mit Milch fütterte. Ein anderer Flieger sagte mir: „Das ist sein Glückstier. Das Kätzchen hat alle seine siegreichen Flüge mitgemacht. Die meisten von uns haben ja nur einen Teddybären, aber Baldamus behauptet, daß es etwas Lebendiges sein muß.“ – „Also ein Amulett,“ sagte ich ziemlich fassungslos. „Ja,“ erwiderte der Flieger gleichgültig. „Man kann natürlich sagen, das sei ein Aberglaube. Aber ich kann Ihnen versichern, daß es ein höchst unbehagliches Gefühl ist, wenn man schon oben ist und dann bemerkt, daß man seinen Teddybären vergessen hat. Man wird sofort unsicher und wundert sich, wenn man überhaupt heil wieder herunterkommt.“ Da Balda-

mus etwas melancholisch zuhörte, fragte ich ihn: „Ist es nicht ein berauschendes Siegesgefühl, wenn Sie einen Gegner so im Einzelkampf erledigen?“ – „Denken Sie das ja nicht!“ antwortet Baldamus. „Natürlich muß ich ihn erledigen; denn sonst erledigt er mich. Aber es bleibt scheußlich!“ – „Ist das nicht beinahe pazifistisch gedacht?“ fragte ich. „Wenn ich jemand erzähle, daß so etwas ein berühmter Flieger gesagt hat, glaubt mir das kein Mensch.“ – „Wie man das nennt, ist mir gleichgültig,“ erwiderte Baldamus, „jedenfalls weiß ich, daß es scheußlich ist. Sehen Sie, alle Gegner, mit denen ich fertig wurde, sind brennend abgestürzt. Und ein Mensch, der brennend in die Tiefe schießt, ist immer ein fürchterlicher Anblick. Man träumt sogar davon. Solch eine Szene wird man nie wieder los.“ – „Und doch siegen Sie immer wieder,“ sagte ich. – „Bis ich selbst an die Reihe komme, das ist der natürliche Verlauf der Dinge,“ sagte Baldamus ernst. Er fiel erst ein Jahr später. Er war von den vielen Offizieren, die ich im Kriege kennenlernte, einer der nachdenklichsten. Da er aus einer Gelehrtenfamilie stammte, wäre er ohne den Krieg sicher ein sehr gewissenhafter und tüchtiger Gelehrter geworden.

Beim Landsturm hatten auch die Feldwebel Burschen. Der meinige hieß Peter, war ungefähr ebenso alt wie ich und war von Beruf Arbeiter. Er war aber nicht Sozialdemokrat und las sogar die Leipziger Neuesten Nachrichten. Mit vieler Mühe machte ich ihm klar, daß die Leipziger Volkszeitung die sozusagen selbstverständliche Zeitung für ihn sei. Als ich ihn einige Zeit nach dem Kriege wieder auf der Straße traf, rief er sofort: „Jetzt lesen wir die Volkszeitung und die Rote Fahne. Das reicht doch?“ Auch hatte er, als er mein Bursche wurde, noch nie Proletariendichtung gelesen. Ich gab ihm Andersen Nexos „Bornholmer Novellen“, die er geradezu entzückt las. Seine Hauptobliegenheit war die, nachts mit mir an der Bahnlinie entlang zu den von uns ausgestellten Bahnwachen zu gehen; denn ich war nachtblind wie mein Vater und mein Bruder Hans, während der andere Bruder, Konrad, im Dunkeln so gut sah wie eine Katze. Von Peter lernt ich auch allerhand. Er machte mich darauf aufmerksam, wenn wir in genauer Nordrichtung auf den Polarstern zu marschierten, unterschied die Stimmen von verschiedenen Sumpfvögeln, die des Abends laut wurden, zeigte mir Schwärme von Johanniskwürmchen, die einzelne Stellen beleuchteten, und war überhaupt viel naturverbundener als ich. An seine schwerfällige Redeweise mußte ich mich allerdings erst gewöhnen, ebenso er an meine schnelle Sprechweise, aber allmählich entwickelte sich zwischen uns ein Vertrauensverhältnis. Seidel hatte mir schon gesagt, daß zufällig unser Landsturmbataillon meinem Onkel Otto beim Aufsuchen der Leiche seines Sohnes Eberhard geholfen hatte, der in der Marneschlacht als Hauptmann gefallen war. Der wieder eingestellte Vater hatte die Führung einer Reservedivision und den Titel eines kommandierenden Generals bekommen, war aber in der Marneschlacht ebenfalls verwundet worden. Er hatte eine Schrapnellkugel ins Bein bekommen, hatte aber den Oberbefehl nicht abgegeben, sondern sich auf einem Stuhle in die vorderste Kampflinie tragen lassen. Natürlich war er nun wieder sehr gut angeschrieben und ließ sich mit Truppen, die schon allerhand hinter sich hatten, ehrgeizig einsetzen, als der Angriff auf Verdun in Gange war. Er hatte keinen Erfolg, sondern wurde, als Hindenburg und Ludendorff am 29. August 1916 die Heeresleitung bekamen und den Angriff auf Verdun abbrachen, sofort in den Ruhestand versetzt. Man konnte also mit der Herzogin in Schillers „Wallenstein“ „von einer zweiten schimpflicheren Absetzung“ reden, und alle Hoffnungen meiner adelstollen Tante waren wieder zerstört.

Eines Tages kamen 71er durch, also darunter Sondershäuser. Ich sagte: „Peter, rennen Sie doch fix mal runter und fragen Sie einen X beliebigen Landser, was er von General Riemann hält.“ Peter sockte ab und kam schon nach zehn Minuten wieder: „Das habe ich rasch erledigen können. Die Auskunft hab ich von einem bekommen, und drei haben gleich mitgebrüllt.“ – „Was haben sie denn gesagt?“ – „Das verdammte Schwein, der Riemann! Der hat die Hälfte von uns auf dem Gewissen. Wir kamen halbtot aus der Front heraus. Der General wird gefragt, ob wir einsatzfähig sind. Das Schwein sagt, wir wären alle frisch und munter. Er behauptete

sogar, wir freuten uns auf den Kampf. So kamen wir nicht in die Etappe, sondern in die Knochenmühle, und jetzt ist alles kaputt. Na, ihn haben sie dann auch rausgeschmissen, weil er so viel Menschen verbraucht hat. Dem haben wir den Denkkzettel gegönnt!“ „Donnerwetter,“ sagte ich. „Die Auskunft ist eindeutig.“ „Davor könne Sie nicht, Felbel,“ sagte Peter, der meinen Titel immer zweisilbig aussprach. Andere brachten das sogar mit dem Wort „Feldwebelleutnant“ fertig.

Abends traf ich in Vouziers bei einem Fäßchen, das Hauptmann Seidel angelegt hatte, einen Sondershäuser Leutnant. Dieser erzählte mir, daß mein Vetter Rudolf Zahn, ein Sohn des Oberkonsistorialrats, über dessen Tod ich unterrichtet war, ein besonders schweres Ende gehabt habe. Er sei als Hauptmann in der Marneschlacht ins Maschinengewehrfeuer geraten und habe mit sechzehn Schußwunden noch eine Stunde gelebt. „Das stand nicht in der Todesanzeige,“ erwiderte ich betroffen. „Wozu auch?“ sagte der Leutnant. „Die Mutter weiß es wahrscheinlich jetzt noch nicht, und es ist besser, wenn sie es nie erfährt. Daß Werner Zahn wieder da ist, wissen Sie?“ – „Ja,“ sagte ich. „Er hatte schon schuldenhalber etwas plötzlich seinen Abschied nehmen müssen und war nach Südamerika gegangen; ich glaube nach Venezuela. Dort hatte er eine sonderbare Beschäftigung. Er führte nämlich die Aufsicht in einem Betrieb, der alte Konservendosen sammelte und zerschnitt. Ich stelle mir das als einen besseren Sklavenaufseherposten vor. Da Werner auf der Schule nichts und als Leutnant nicht viel gelernt hat, war er wohl zu nichts anderem zu brauchen.“ – „Er konnte kommandieren,“ erwiderte der Sondershäuser. „Das wird bei farbigen Arbeitern wohl gar nicht leicht sein. Und jedenfalls ist die Entschlossenheit, mit der er sich als Heizer auf einem Überseedampfer hat anheuern lassen, aller Ehren wert. In Hamburg kam dann ein Leutnant aus der Heizerkabine.“ – „Abenteuerlich,“ sagte ich. – „Ja, es war selbstverständlich, daß Werner Zahn mit seinem alten Dienstgrad wieder eingestellt wurde,“ fuhr der Erzähler fort, „Jetzt hat er sich bereits mehrfach ausgezeichnet und wird rasch avancieren. Sehr übel aber geht es dem dritten Bruder, Michael.“ – „Der war doch Jurist,“ sagte ich. „Ja,“ war die Antwort, „er war zunächst als Kriegsgerichtsrat eingestellt, aber die Heeresleitung fand bald, daß sie Mannschaften nötiger brauchte. Eines schönen Tages kam er aufs Geschäftszimmer, wo der Feldwebel sofort strammstand und sagte: ‚Was wünschen der Herr Kriegsgerichtsrat?‘ Michael stammelte verlegen, er sei das nicht mehr, sondern melde sich zur Ausbildung. ‚Ach so,‘ sagte der Feldwebel. Sie sind also jetzt der Rekrut Zahn! Gehen Sie sofort auf Kammer, lassen Sie sich einkleiden und treten Sie auf dem Kasernenhof an! Wir haben hier ein anderes Tempo als Sie beim Gericht. Jede Minute ist kostbar.“ – „Der Ton wird sich schon wieder ändern, wenn Michael über den Feldwebel weg avanciert,“ sagte ich lachend. „Er hat doch das Einjährige, wird also Offiziersaspirant. Eines Tages steht der Feldwebel wieder vor ihm stramm.“ – „Das glaube ich nicht,“ erwiderte der Sondershäuser. „Michael ist körperlich außerordentlich ungeschickt. Er kann sich in keiner Weise in seine Rolle als Soldat finden und macht, offen heraus gesagt, eine kümmerliche Figur. Die Protektion seines Onkels kann ihm auch nicht mehr viel helfen, weil der jetzt a. D. ist.“ – „Ich weiß,“ sagte ich. „Wie urteilen Sie über den General?“ – „Ich?“ sagte der Leutnant betroffen. „Er wird sehr verschieden beurteilt. Wenn ihm das gelungen wäre, was bei Verdun so vielen mißglückt ist, hätte er heute ein Armeekorps.“ – „Ihre Leute schimpfen, wie ich zufällig gehört habe,“ warf ich ein, „über meinen Onkel wie die Rohrspatzen. Sie behaupten, er habe nutzlos viele Menschen geopfert und denke immer nur an sich.“ – „Das ist natürlich falsch,“ sagte der korrekte Leutnant. „Wir stehen in einem Kriege gegen die halbe Welt und müssen alle hart gegen uns selbst sein.“ Damit mündete die Unterhaltung in Zeitungsphrasen ein.

Später hörte ich, daß die Sondershäuser, die sonst so unendlich loyal waren, dem Onkel aus Wut über den Verlust ihrer Angehörigen die Fenster eingeworfen hätten. Das hatte er nicht erwartet, als er sich die schöne Villa mit dem Rosengarten gebaut hatte. In St. Masmes kam

ich dann in eine große Scheune, deren Rückwand mit allerhand Schweinebildern von unseren Landsern geschmückt worden war. Daneben aber stand riesengroß unser Name Riemann. Ich trat näher heran und entzifferte folgendes Gemengsel von Prosa und gereimten Versen:

*Heisa! Juchheisa! Dideldumdei!
Und der Riemann war auch dabei,
Vor Verdun ging's hoch her,
Vergoß viel Blut
Und bekam zum Dank den Zylinderhut!
Und nicht den Pour le mérite!
Siehst du wohl, das kommt davon,
Du elendes, gemeines, niederträchtiges Schwein!*

Diesen originellen lyrischen Erguß schrieb ich sorgfältig ab und schickte ihn an meine Mutter, die mir den Empfang mit den Worten bestätigte: „Otto ahnt sicher nicht, daß solche Verse auf ihn gemacht werden. Wenn er aber erst wüßte, daß wir sie lesen!“

Mein Bursche Peter ermüdete bei den nächtlichen Kontrollmärschen immer etwas rascher als ich, weil er eine Ischias hatte, die allmählich wuchs. Als unsere Etappe durchgekämmt wurde, weil sogenannte Notkampfbataillone gebildet wurden, hatte er große Angst, trotz der Ischias als tauglich befunden zu werden und dicht hinter die Front zu kommen, im Falle der Not sogar in sie. Daher richtete ich die Sache so ein, daß wir zusammen untersucht wurden, und erzählte dem Stabsarzt, als er nach meinem Leiden fragte, sie wären viel unbedeutender als Peters Ischias, der bei jedem Marsche viel früher als ich lahm geworden wäre. Der mißtrauische Stabsarzt fragte: „Hat der Mann die Märsche trotzdem gemacht?“ – „Ja,“ sagte ich, „aber am Stock und sehr mühsam.“ Darauf maß er die beiden Beine mit einem herumgelegten Zentimetermaß und sagte: „Das rechte Bein ist etwa anderthalb Zentimeter dünner als das linke. Also nur garnison-dienstfähig!“ Mich befand er dagegen felddiensttauglich. Peter war vor Freude außer sich. Natürlich mußte ich mir nun einen andern Burschen suchen, und da meldete sich sofort ein 43jähriger Ofensetzer aus Niedernenkirch bei Bautzen, ein Wende, der Henke hieß und sogar sorbisch reden konnte. Ich nahm ihn an und fragte ihn, warum er sich gemeldet hätte: „Ja,“ sagte er, „Herr Feldwebel, das kommt von der Brücke. Als Sie die Posten revidierten, stand ich neben dem Schilderhaus, und es regnete in Strömen. Man darf sich ja nicht ins Schilderhaus stellen, und niemand weiß, wozu es eigentlich da ist. Sie haben auch gesagt, ich wäre ein tüchtiger Soldat, der sich nicht vor dem Regen verkröche. Dann befühlten Sie meinen Waffenrock und sagten, ich wäre auch noch ein geschickter Soldat; denn ich würde nicht einmal naß, wenn ich im Regen dastände. Und dann haben Sie gelacht und sind weitergegangen. Deshalb habe ich mich gemeldet.“

Henke war von da an mein Bursch, bis er 1918 nierenkrank wurde. Er flehte den Oberarzt an, ihn nicht nach Hause zu schicken, weil ich ohne ihn gar nicht auskommen könnte. Das war natürlich vergeblich. Er wäre ja einfach eingegangen, wenn er da geblieben wäre. Aber von 1916 bis 1918 war unser Verhältnis ungefähr dasselbe, wie es in Diderots „Jacques le fataliste“ (Der schicksalsgläubige Jakob. In Deutschland gewöhnlich als „Jakob und sein Herr“ übersetzt.) geschildert wird, obwohl ich hoffentlich nicht ganz so dumm und ungeschickt bin wie Diderots hilfloser Adliger. Henke war in seiner weit zurückliegenden Dienstzeit Bursche eines Majors gewesen und sorgte stets dafür, daß meine Sachen blank und sauber waren; daß ich etwas zu essen hatte, wenn die Verpflegung nicht nachkam, daß wir in den unmöglichsten Stellungen ein Öfchen hatten, und was sonst nötig war. Als ich Gasschutzoffizier wurde, ermahnte er mich, täglich einen Bericht an die Division zu schicken: „Die Leute oben wissen nichts als das, was Sie schreiben,“ sagte er. „Wer die meisten Berichte schickt, kriegt den ersten Orden.“

Wenn ich vom Essen kam, sagte er: „Jetzt erst den Bericht, dann können Sie schlafen. Ich trage den Zettel noch in die Schreibstube.“ – „Mensch, Henke, ich habe doch nichts getan, als zwei unbrauchbare Gasmasken ausgesondert,“ sagte ich. „Da schreiben Sie eben drei Zeilen,“ sagte Henke, „das langt vollkommen. Schaden kann es nichts, und man weiß nie, wozu es gut ist.“ Er behielt immer recht. Sehr stolz war er darauf, daß ich in gefährlichen Situationen meist ungerührt blieb, und sagte zu den andern: „Er hat nie Furcht!“ Als ich doch einmal etwas nervöser bei einer plötzlichen Granatbeschießung wurde, hielt er mir eine Moralpredigt, die mich an die meiner Mutter erinnerte. Das gleiche bekam ich zu hören, wenn wir uns im Kasino lärmend betranken, wofür er nicht das mindeste Verständnis hatte. Er trank niemals mehr als ein Glas, worüber ich mich oft lustig gemacht habe. Er sagte dann: „Es gibt hier Nächte, in denen kein Offizier nüchtern ist. Es soll nur einmal etwas passieren, was soll dann helfen? Wenn die Franzosen plötzlich kommen, wer kommandiert dann? Die Landser rennen weg, und die besoffenen Offiziere schreien dazwischen, und keiner weiß, was gehauen und gestochen ist.“ Als wir auf unseren Gasschutzkontrollen durch eine Kirche kamen, in der eine Masse von Heiligen aus Terrakotta, geschmacklose französische Fabrikware, grellbemalt herumstand, fragte er mich, was die vielen Tiere in der Kirche sollten. Hubertus hatte den Hirsch bei sich, Rochus den Hund, Antonius das Schwein. Ich setzte ihm auseinander, daß diese Tiere in den Heiligenlegenden eine Rolle spielen. Das sei aber auch nur eine späte Angleichung. Ursprünglich seien es Totentiere. Es habe eine Zeit gegeben, in der jeder Stamm glaubte, von einem bestimmten Tier abstammen, und es als heilig verehrte. Die Beinamen der Fürsten hätten denselben Ursprung: Albrecht der Bär, Heinrich der Löwe. Ebenso die Namen der Indianer: Die große Schlange der Delawaren. In den Wappentieren, den Adlern, Löwen, Bären hätten wir ebenfalls alte Totentiere vor uns. Henke hörte sehr aufmerksam zu, sah mich dann mit seinen großen blauen Augen an und sagte: „Und doch war der Mann, der aus alledem die ganze Bibel zurechtgemacht hat, ein sehr gescheiter Kerl.“ Für völlige Religionslosigkeit war Henker nicht zu haben. Er zeigte mir gerührt die Briefe seiner Frau, die schrieb, daß die Kinder jeden Abend den lieben Gott bäten, ihren Vater zu schützen. Wenn ich erwiderte, das hätten wahrscheinlich auch die Kinder der vielen Väter getan, die bereits gefallen seien, schwieg er einfach, aber ich merkte, daß er mir am liebsten das Weiterreden verboten hätte. Als meine Mutter schrieb, sie kämen mit dem Brote nicht mehr aus, zeigte ich Henke den Brief und sagte: „Der Zahlmeister hat mir eben einen Schinken aus Brüssel verschafft. In Zukunft bringen Sie mir morgens nicht ein Stück Schinken und zwei Schnitten Brot, sonder zwei Stück Schinken und eine Schnitte Brot. Wir müssen für die Heimat Brot sparen!“ Henker sagte: „Herr Leutnant, Herr Leutnant! – Sie sind immer noch übermütig! Ziehen Sie einmal meine alten Lumpen an, nehmen Sie einen Eimer und gehen Sie an den Brunnen, früh am Morgen. Da sind die Landser unter sich, und da wird anders über den Krieg gesprochen, als Sie denken. Die Landser schimpfen nicht nur über Hindenburg. Der muß ja wohl einen Schwager haben, der mit Stacheldraht handelt. Sonst würde ja nicht jeder Fleck eingezäunt. Um das Kasino läuft auch so ein Stacheldraht herum, aber nicht wegen den Franzosen, sondern wegen uns.“ – „Im Kasino wird nichts verzehrt als das, was uns zusteht,“ sagte ich. „Was wir außerdem aus Belgien holen lassen, bezahlen wir.“ – „Ja,“ sagte Henke, „aber wovon? Es gibt jetzt einen Vers, den jeder Landser kann. Er heißt:

*Gleiche Löhnung, gleiches Essen,
Wär' der Krieg schon längst vergessen!*

Sie können noch mehr am Brunnen hören. Es gibt Offiziere, die eiserne Portionen mausen und nach Hause schicken.“ – „Das ist nicht wahr,“ fuhr ich auf. „Der Herr Leutnant weiß es nicht,“ erwiderte Henke, „aber andere Leute wissen es. Was die Landser bekommen, geht durch zu viele Hände. Wenn wir fünfzig Gramm Fleisch bekommen sollen, bleibt ein Gramm schon

bei der Korpsfleischerei hängen. Dann kommt die Division, die Brigade, das Regiment, das Bataillon, überall bleibt etwas hängen. Schließlich kriegen wir nicht viel mehr als die Hälfte. Wenn die Ochsen geschlachtet werden, kommt gleich einer vom Stabskasino und schneidet alle Schwänze ab. Daraus wird Ochsenschwanzsuppe gemacht. Die Offiziere wissen doch alle, was ihnen zusteht, aber wir merken alle nicht, daß sie mehr bekommen.“ – „Es liegt nicht in der Natur des Menschen, sich gegen die Zuteilung der besten Bissen zu sträuben,“ sagte ich etwas schuldbewußt. „Aber der uralte Generalmajor Vitztum von Eckstädt tut es,“ erwiderte Henke. „Ja, aber über den macht sich die ganze Welt lustig,“ sagte ich; „erst läßt er sich, weil man ihm seines Alters wegen keine Brigade gibt, mit einem Armierungsbataillon abspeisen. Darum reitet er nie, sondern macht den Marsch in die Gräben, wo geschantzt wird, zu Fuße mit. Dann läßt er sich sein Essen aus der Feldküche holen, sieht es an und tauscht mit einem Landser. Hat der weniger im Feldgeschirr, dann läuft er zur Gulaschkanone und schimpft wie ein Besessener. Die Köche wissen das jetzt alle und geben ihm immer weniger, als die Landser bekommen. Seitdem ist er zufrieden.“ – „Herr Leutnant, wenn alle so wären wie der General, dann hätten wir den Krieg längst gewonnen. So aber sind die Offiziere, die den Vorteil davon haben, zufrieden, wenn er hundert Jahre dauert.“ Derartige Gespräche haben Henke und ich nicht einmal, sondern hundertmal geführt, und ich kam dabei nie aus der Defensive heraus.

Gasoffizier, richtiger Gasschutzoffizier war ich schon, ehe ich überhaupt Offizier wurde. Die Sache kam so. Als unser Notkampfataillon XIX.24 gebildet wurde, erhielt der Major Judaich, der es führte, sofort den Befehl, einen Leutnant zum Gaskurs zu schicken. Die sämtlichen Leutnants sträubten sich aber mit Händen und Füßen dagegen. Daher verfiel er auf mich. Ich sagte entsetzt: „Herr Major, davon verstehe ich soviel wie die Kuh vom neuen Scheunentor. Wenn ich Chemie unterrichtet hätte, ginge es, aber ich bin Philologe.“ – „Sie sind intelligent,“ sagte der Major. Ich bat, mich wenigstens nicht ohne Henke fahren zu lassen, und das wurde bewilligt. Als wir in dem Dorfe ankamen, wo wir in den Gasdienst eingeführt werden sollten, steckte man uns beide in den Ausbildungskurs für Unteroffiziere und beachtete nicht, daß mich der Major als Aspiranten mit naher Aussicht auf Beförderung angekündigt hatte. Das war sehr gut; denn die Ausbildung ging weniger kameradschaftlich als grob vor sich, und wir lernten entsprechend mehr. Der Leutnant, der die Ausbildung leitete, war natürlich viel jünger als ich, brüllte mich aber gelegentlich wüst an. Wir kamen dann nach Sedan zurück, wo die Ausbildung des Bataillons in aller Eile stattfand. Es waren dazu eine Anzahl von Frontoffizieren abkommandiert, die unsere alten Landstürmer im Herausklettern aus dem Graben, Zerschneiden der feindlichen Stacheldrähte und im Werfen von Handgranaten unterrichteten. Vor diesen Offizieren, die keine Spezialisten im Gasdienst waren, und vor unseren eigenen Leutnants, die überhaupt keine Ahnung davon hatten, ließ mich Judaich einen Vortrag über Gasdienst und Gasschutz, Aufsetzen der Gasmasken, Einschmieren der Maskengläser mit Seife, um das Beschlagen zu verhindern usw. halten. Von Blaukreuz, Grünkreuz und anderen Gasarten mußte ich soviel vortragen, wie überhaupt öffentlich bekanntgegeben wurde. Diese Beschränkung war sehr leicht durchzuführen, da ich von dem, was geheim gehalten wurde, nichts gehört hatte und nichts wußte. Als geschulter Vortragsredner hatte ich nur eine Disposition von Visitenkartengröße und sprach völlig frei, wurde dann auch in einer knappen halben Stunde fertig. Die Frontoffiziere sagten, das sei ein ausgezeichneter Vortrag. Judaich und unser Leutnant glaubten es. Bald darauf wurde ich Offizier-Stellvertreter. Da es vollkommen klar war, daß ich bald Leutnant werden würde, fingen die Leutnants an, mich so zu hänseln, wie sie das bei den jungen Aspiranten zu tun pflegten. Das verbat ich mir energisch. Darauf schnappten sie ein und machten mich darauf aufmerksam, daß der Beförderung eine Offizierswahl voranginge, bei der sie alle mitzureden hätten. Nun lief mir die Galle über, und ich beging wieder eine von meinen bekannten Dummheiten, die ich nie bereute. Ich sagte nämlich: „Sie sind Leutnants, gut, aber was sind Sie sonst noch? Ich bin

auch ohne den Leutnant etwas. Ob Sie mich befördern oder nicht, ist mir scheißegal!“ Darauf folgte tiefes Schweigen, und ich verließ den Kreis der Verstummen. Die Derbheit meines Ausdrucks erklärt sich aus der Verrohung, die überall eintritt, wo keine Frauen da sind, um den gesellschaftlichen Ton zu beeinflussen, also vorzugsweise beim Militär.

Als wir von Sedan mit der Eisenbahn nach Neuflize befördert wurden, um von dort in eine Reservestellung zu marschieren, hatten wir Aufenthalt in Vrizey. Nottrott unterhielt sich erst mit dem Major Judaich und holte dann mich zu einer kurzen persönlichen Unterredung aus dem Bahnwagen. Er sagte: „Hören Sie, Riemann! Sie wissen, wie ich Sie schätze. Auch Ihr Major schätzt Sie bereits, und ich habe ihn darin bestärkt. Aber Sie machen es ihm nicht leicht, Sie zu befördern, wenn Sie die jungen Leutnants vor den Kopf stoßen. Sie wissen, was ich von der Eingebildetheit der jungen Offiziere halte. Aber die Disziplin erfordert, daß Sie Ihre Meinung für sich behalten. Also gebe ich Ihnen eine Lebensregel mit und bitte dringend, sie zu beherzigen. Sie ist klug. Sie lautet: Halten Sie Ihre verdammte Schnauze!“ Mit diesem väterlichen Segen zog ich ins Feld.

Die eigentliche Schwierigkeit meiner Lage bestand darin, daß ich selbst nicht recht wußte, ob mir etwas daran lag, Leutnant zu werden. Auf der einen Seite hatte ich das Gefühl, daß ich damit einen Teil der Verantwortung für den Krieg übernahm, den ich bisher als ein sehr gegen meinen Willen und meine Wünsche hereingebrochenes Unheil betrachtet hatte. Auf der anderen Seite lag mir der Umgang mit den älteren Offizieren ebenso wie der mit den Mannschaften, aber der mit den Unteroffizieren und Feldwebeln, zu denen auch die Offizier-Stellvertreter gehörten, lag mir gar nicht. Es waren größtenteils sehr beschränkte alte Kommißknüppel. Der Major Judaich war aktiver Offizier, aber jahrelang an der Kadettenanstalt als Erzieher tätig gewesen, wenn auch nicht als Lehrer. Er interessierte sich vornehmlich für die römische Kaiserzeit und hatte die freilich stark feuilletonistischen Bücher Adolf Stahrs über die Cäsaren und ihre Frauen wiederholt gelesen. Einige von diesen Schriften hatte ich als Obersekundaner in Wiesbaden gelesen und wußte davon noch allerhand, was ihm sehr erfreulich war. Die andern kamen ja nur in Verlegenheit, wenn er davon anfang. Judaich redete besonders gern über die Nachfolge durch Adoption, die im 2. Jahrhundert n. Chr. eine große Rolle gespielt hatte, und ließ durchblicken, daß er in dieser Regelung die Idealmonarchie sah. Von Marc Aurel schwärmte Judaich geradezu. Er schleppte dessen „Selbstbetrachtungen“ im Felde mit sich herum, so daß ich sie mir auch kommen ließ. Ich las sie aber, als ich in einer Wellblechbaracke lag, die in dem schauerhaft kalten Winter 1916/17 gewaltige Sprünge bekam, so daß ich von meiner Lagerstätte morgens immer durch die breiten Spalten die dicken Eiszapfen sah, die sich an der Außenseite gebildet hatten. In dieser Situation leuchtete mir vieles von dem, was der Stoiker auf dem Throne verkündete, durchaus nicht ein, und ich schrieb kopfschüttelnd in mein Exemplar die skeptischen Verse:

*Der Kaiser Marc Aurel beweist,
Daß uns der Schmerz nicht wehetut,
Und daß die Sinnenlust kein Hut.
Jedoch im rechten Arme reißt,
Im linken Beine zwackt die Gicht
Der Kaiser – überzeugt mich nicht.*

Als wir einmal im Trommelfeuer im Unterstande hockten, aus dem wir erst heraussteigen sollten, wenn dem Beschuß ein Infanterieangriff folgte, fiel Judaich auf folgenden Einfall: „Riemann, deklamieren Sie mir einmal den ganzen „Faust“ von Goethe vor. Irgend etwas müssen wir hier doch tun, um uns die Zeit zu vertreiben.“ – „Alle zwölftausend Verse kann ich nicht auswendig,“ sagte ich. „Wenn Sie irgendwo nicht weiter wissen, helfen wir alle aus, falls wir es

zufällig können,“ sagte er, „und wenn es gar nicht geht, springen wir eben ein Stück.“ So zitierten wir in dem Höllenlärm, der über unseren Köpfen vor sich ging, sechs Stunden lang, und sie gingen wirklich wie im Fluge herum. Dann erst nickten wir im Sitzen ein. Die andern schliefen schon längst. Unsere jungen Leutnants mochten den Major gerade wegen seiner literarischen Neigungen nicht leiden und behaupteten, er wäre mehr Schulmeister als Major. Sie gaben ihm den Spitznamen „der komische Alte“. Daß er mich beim Stabe behielt, paßte ihnen erst recht nicht.

Die pekuniäre Seite der eventuellen Beförderung spielte für die Kriegleutnants eine große Rolle, für mich aber nur eine negative. Das vor 1914 sehr reiche Deutschland bezahlte allen zum Heeresdienst einberufenen Beamten und Lehrern ihre vollen Gehälter während des ganzen Krieges weiter. Erst beim Leutnant wurden von den 250 Mark, die er monatlich bekam, 150 auf den Friedensgehalt angerechnet. Ich hatte als Oberlehrer bereits 420 Mark monatlich, dazu kamen 175 Mark als Offizier-Stellvertreter, also zusammen 595 Mark bei freier Verpflegung und Unterkunft. Als Leutnant hätte ich nur 520 Mark bekommen, also 75 Mark weniger. Diese Rechnung machte ich auch einmal vor Judaich auf, der sehr böse wurde und sagte: „Ich verstehe überhaupt nicht, wie Sie solche Berechnungen anstellen können, wenn es sich um Ihre Beförderung zum Offizier handelt!“ Darauf dachte ich an Nottrotts Mahnung und hielt meine verdammte Schnauze.

Judaichs Adjutant war der Rittmeister Frege, der Sohn des Bankiers, bei dem Schubert Kriegsanleihe gekauft hatte. Er war jünger als ich, Thomaner, Bruder eines Klassengenossen, den ich auf der Schule kaum bemerkt hatte. Der Rittmeister las gelegentlich ein Inselbändchen, aber nur modernste Literatur. Die andern machten es wie die Unteroffiziere. Sie spielten Skat, und zwar bis zu zwölf Stunden nacheinander. Dagegen las der treue Henke mit mir Charles de Costers: „Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak“ und verglich uns beide oft mit diesen Helden.

Als wir ins Comelles-Lager an der Rheimser Front einzogen, bemerkte ich einen Landser, der mit nicht zu übertreffender Ungeschicklichkeit versuchte, Tannenbäume zu pflanzen, um dem nur einen halben Kilometer entfernten Feinde die Aussicht in unser Lager zu benehmen. Ich ging näher heran und stellte fest, daß dieser lange dürre Mann der Zeichenlehrer der Leibnizschule, Engelhardt, war. Sofort teilte ich das Judaich mit, der ihn zum Gefreiten in der Schreibstube machte. Ich hatte gesagt, Engelhardt wäre ein sehr begabter Mensch, der sich namentlich für Kunstgeschichte interessierte. Ich hatte ihn nämlich in Leipzig einmal Tizians „Zinsgroschen“ kopieren sehen. Acht Tage später fragte mich Judaich: „Haben Sie mir nicht Engelhardt als intelligent empfohlen?“ – „Ja,“ sagte ich, „und das mit Recht.“ – „So?“ erwiderte Judaich, „ich finde, er brüllt vor Dummheit. Wissen Sie, was die Paraphe ist?“ – „Ja,“ sagte ich, „wenn Frege irgendeinen Befehl aufsetzt, der an jede Kompanie gehen soll, läßt er ihn von Engelhardt viermal abschreiben und setzt an die Stelle, wo Sie unterschreiben sollen, ein J, damit Engelhardt den Platz freiläßt.“ – „Richtig, und wissen Sie, was Engelhardt dann tut? Er schreibt jedesmal das J mit ab, obwohl ich ihm schon zehnmal gesagt habe, daß er einfach den Platz über „Major und Bataillonskommandeur“ freilassen soll, damit ich meinen Namen hinsetzen kann.“ – „Das liegt nur an seiner Ängstlichkeit,“ sagte ich, „er hat solchen Respekt vor Ihnen, daß er gar nicht hört, was Sie sagen, wenn er vor Ihnen steht.“ – „Kann er denn wenigstens Karten zeichnen?“ fragte der Major. „Ausgezeichnet,“ antwortete ich. „Soll er unsere Stellung aufnehmen?“ – „Nein, aber weiter rückwärts suchen sie in Neufelize einen Kartenzeichner und fragen bei mir an, ob unser Bataillon ihn stellen kann.“ Engelhardt kam mit einem Paket Zettel zum Unterschreiben herein. Der Major warf einen Blick darauf und sagte verzweifelt: „O Gott, Sie haben ja jedesmal Paraphe mit abgemalt. Soll ich Ihnen denn tagtäglich sagen, daß Sie das nicht tun dürfen?“ – „Der Herr Major verzeihen,“ stotterte Engelhardt, „ich wußte nicht, was Paraphe ist, und da habe ich den Gefreiten Geyer gefragt, was die Paraphe ist, und der wußte

es auch nicht.“ – Der Major warf einen Blick gen Himmel und sagte: „Weil Geyer so dumm ist, habe ich Sie zu seinem Vorgesetzten gemacht. Sie sollten Kandarre mit Geyer reiten, und statt dessen fragen Sie ihn, was Sie machen sollen! So geht die Sache nicht weiter. Können Sie Landkarten zeichnen?“ – „Herr Major, Landkarten, ich weiß nicht, im Zeichenunterricht wurden keine Landkarten ...“ Hier mengte ich mich ein und sagte: „Herr Engelhardt, sagen Sie gefälligst die Wahrheit! Ich weiß, daß Sie ausgezeichnete Landkarten fertig bringen. Aber Sie wollen natürlich an der Front bleiben, statt in der Etappe Karten zu zeichnen. Das gibt es nicht. Jeder muß dahin gehen, wo er gebraucht wird.“ Der Major fragte nochmals, ob er Karten zeichnen könne, und Engelhardt merkte allmählich, was los war. Er rang sich aber nur die Versicherung ab, er wolle es versuchen. Das genügte dem Major, und Engelhardt wurde nach Neuflyze versetzt, wo er sichersaß. Als sich doch herausstellte, daß seine Karten sich mehr durch künstlerische Verwendung der Farben als durch Richtigkeit auszeichneten, verwandte man ihn für die Beschriftung von Zimmern und Straßen, und da war er an seinem Platze. Er kam gesund durch den Krieg. Vor seinem Abgang nach Neuflyze hatte er meinen Unterstand bereits mit einem sehr schönen gemalten Schild „Offizierstellvertreter Riemann“ versehen, was die Folge hatte, daß kontrollierende höhere Offiziere, die in unser Lager kamen, immer zunächst mich herausholten, um sich zum Major führen zu lassen.

Als wir wieder an der Leibnizschule waren, schenkte mir Engelhardt ein schönes buntes Bild unseres Lagers im Schnee, im Mittelpunkt natürlich mein Unterstand mit dem Schilde. Leider verbrannte auch das am 4. Dezember 1943. Engelhardt wurde zwar beinahe so alt wie ich, machte aber sehr schwere Schicksale durch. Nach dem Ersten Weltkriege starben in Leipzig sehr viele Menschen an einer bösartigen Grippe, die mit Lähmungserscheinungen einzusetzen pflegte. Engelhardts beide Söhne, ein Unter- und ein Oberprimaner, fielen der Krankheit zum Opfer. Als er dann auch noch seine Frau verlor, sagte er: „Jetzt bin ich allein noch von der Familie übrig. Wozu hat mir der Kollege Riemann im Kriege das Leben gerettet?“ Nur war das zuviel behauptet; denn von den 2500 Mann unseres Notkampfbataillons sind nur vierzig gefallen, also nicht einmal zwei Prozent. Von den wirklichen Kampftruppen fielen oft fünfzig Prozent und mehr. Die Front vor Rheims, an der wir lagen, war lange Zeit die ruhigste, die es überhaupt gab. Man nannte uns „das schlafende Heer an der Westfront.“ Zwischen und uns den feindlichen Truppen, teils Franzosen, teils Portugiesen, schien ein schweigender Vertrag zu bestehen, nur dann zu schießen, wenn man es beim besten Willen nicht vermeiden konnte. Als einmal ein feindlicher Soldat in unseren Graben geriet, alarmierten die Posten alle Unterstände mit dem Geschrei: „Franzosen im Graben!“ Der wilde Lärm zeigte dem Mann an, wo er war. Er kletterte eilends wieder aus dem Graben und verlor dabei sein Seitengewehr. Diese Trophäe wurde ans Divisionskommando geschickt, und dort stellte man fest, daß es ein portugiesisches Seitengewehr war. Seitdem wußten wir, daß uns gegenüber Portugiesen kämpften oder vielmehr schießen.

Sehr vermißte ich im Comelles-Lager die guten Weinsorten, die Nottrott und ich in Vrizey getrunken hatten. Was uns der Zahlmeister, der eigentlich nur ein Unterzahlmeister war und Hederich hieß, besorgte, war durchweg minderwertig. Daher ließ ich mir aus der Kötterschen Rotweinstube in Leipzig eine Kiste Burgunder kommen. Als wir die Nachricht bekamen, daß die Kiste für mich auf den Bahnhof in St. Masmès läge, machte ich mich mit Henke auf den Weg. Aber gerade, als wir die ersten Häuser von Masmès erreichten, setzte ein heller Granatbeschuß ein. Ein Leutnant, der bis jetzt den Krieg in Berlin verlebt hatte, war mit Ersatzmannschaften angekommen und hatte sie einfach auf einem Hügel bei St. Masmès Zelte errichten lassen. Er hatte sich den Krieg offenbar nach dem Muster von „Wallensteins Lager“ vorgestellt. Die Folge war, daß die feindliche Artillerie seinem poetischen Feldlager ein schnelles Ende bereitete. Wir suchten Deckung hinter einer Mauer und fanden dort Frontsoldaten, die mit bedenklicher Miene

versicherten: „Sie schießen mit Brisanzgranaten. Das ist das gefährliche Zeug, weil die kleinen Stücke, in die es zerspringt, noch auf weite Entfernung töten.“ An uns vorüber trug man eine Bahre, auf der ein Gefallener mit auffällig blanken Stiefeln lag. Er war der Verwalter der von mir oft besuchten Feldbuchhandlung, der gerade auf Urlaub hatte fahren wollen und deshalb schon die geputzten Stiefel anhatte. Die Feldbuchhandlung wurde sofort von alten Kriegern geplündert, die Kasse geraubt. Ebenso liefen sie in alle verlassenen Quartiere und stahlen alles Eßbare, was sich sehr lohnte, da gerade an dem Tage Verpflegung „gefaßt“ worden war. Diese Haltung war damals sehr verbreitet. Viele Soldaten behaupteten, das Suchen nach Deckung sei ganz sinnlos, weil der Tod an allen Ecken und Enden lauere. „Wen’s erwischen soll, den erwischt es doch.“, sagten sie, „und wen’s nicht erwischen soll, der kommt immer davon.“ Es war der reine Türkenglaube, aber die Fliegerleutnants mit ihren Teddybären waren ja noch viel tiefer ins Primitive zurückgesunken.

Als der Beschuß etwas schwächer wurde, sagte ich zu Henke: „Wissen Sie was? Ich glaube, der Krieg bekommt jetzt erst einen Sinn. Bei einem gewöhnlichen Sturmangriff weiß kein Mensch, warum er eigentlich stürmt. Wir aber wissen, daß es sich um eine Kiste Burgunder handelt. Also machen wir einen Sturmangriff auf den Bahnhof!“ – „Nein,“ schrie Henke, „alles, was recht ist, aber jetzt meutere ich. Jawohl, ich meutere! Ich soll wohl nach Niederneukirchen mit Krücken kommen, und fragen die Leute, wo ich mein Bein gelassen habe, und ich sage, ein Offizier wollte Wein saufen, und der Bahnhof wurde beschossen, und er machte einen Sturmangriff, um seine Kiste mit zu bekommen, und ich mußte mit, und da haben sie mir mein Bein abgeschossen. Da sagt mir doch jeder: 'Du dummes Schwein, warum hast du dem Kerl nicht eine Handgranate in die Fresse geschmissen?' Und wenn die Leute das sagen, dann haben sie recht. Also meutere ich!“ – „Sie brauchen etwas starke Ausdrücke, Henke,“ erwiderte ich. „Das gehört sich nicht, aber in der Sache haben Sie wahrscheinlich recht. Also kehren wir nach Hause zurück!“ Als wir ins Lager kamen, sprach alles von der Beschießung von St. Mames, und jeder wollte von uns Einzelheiten hören. Der Major interessierte sich am meisten für den Mann, der die Kasse der Feldbuchhandlung gestohlen hatte, und behauptete: „Wenn man den Mann herausbekommt, der das mitten im Beschuß gewagt hat, muß man ihm das Geld lassen und ihm das Eiserne Kreuz geben.“ Als ich einwandte, daß eine solche Handhabung des Strafrechts das persönliche Eigentum praktisch aufhebe, behauptete Judaich, daß im Felde die Tapferkeit die höchste Tugend sei, neben der jede andere verblasse. „So ähnlich hat das allerdings schon Napoleon gesagt,“ erwiderte ich. „Wie lautet der Ausspruch?“ fragte Judaich. Ich antwortete: „Ungefähr so: ‚Im Felde kommt der wahre Mensch zum Vorschein. Dort gilt nur die Tapferkeit, und diese Tugend entzieht sich der Heuchelei! Aber ich glaube, Napoleon hat sich geirrt. Meiner Meinung nach wird gerade im Felde ganz gewohnheitsmäßig von allen Tapferkeit geheuchelt, und nur sehr wenige werden entlarvt. Das tolldreiste Vorgehen junger Offiziere ist allerdings keine Heuchelei, aber oft bloße Unbesonnenheit. Sie sehen die Gefahr gar nicht, weil sie nur an den Orden denken, den sie bekommen wollen. Dagegen haben wir einen Sanitätsgefreiten, der kürzlich, als die Truppe beschossen wurde, beim Schanzen natürlich, nicht mit der Ablösung einrückte, sondern freiwillig weitere acht Stunden dablief. Er sagte, diese Nacht sei zu gefährlich. Es wäre besser, wenn gleich zwei Sanitätsgefreite draußen blieben. Dabei zitterte der Mann, wenn eine Granate in der Nähe einschlug, jedesmal so, daß seine Glieder flogen.“ „Geben Sie mir den Namen“ rief der Major, „er hat die wahre Tapferkeit. Er bekommt das EK2!“ Das geschah. Mir kann allerdings das Bild der Tapferkeit, die vor Angst am ganzen Leibe zittert, reichlich sonderbar vor. Die Sache hatte noch ein tragisches und zugleich prosaisches Nachspiel. Sechs Monate später blieb der Sanitätsgefreite, der Lohse hieß, auf dem Rückmarsch ein Stück zurück, um sein Wasser in Ruhe abschlagen zu können, und wurde durch Granatvolltreffer erledigt.

Eines Morgens kam ein Major Braun, um unseren Gasschutz zu revidieren, und holte mich aus dem Unterstande mit dem schönen Schilde heraus. Er hatte bereits einen Leutnant von einem preußischen Regiment, das neben uns an der Rheimser Front lag, bei sich und examinierte uns abwechselnd. Der Leutnant gab etwas zögernd Auskunft und sagte schließlich: „Ich bin nur vertretungsweise Gasschutzoffizier. Der Kamerad, der den Posten übernehmen mußte, ist gleich darauf krank geworden, und ich habe in den paar Tagen noch keine Gelegenheit gehabt, mich wirklich einzuarbeiten!“ – „Also hat Ihre Truppe eigentlich gar keinen Gasschutzoffizier?“ Fragte der Major. „Man kann es kaum anders ausdrücken,“ sagte der Leutnant. „Das entspricht aber in keiner Weise der Wichtigkeit der neuen Waffe, insbesondere hier,“ stellte der Major fest. „Ich muß mich also an den Offiziersvertreter halten. Sind Ihre Leute sämtlich mit Gasmasken ausgerüstet?“ – „Jawohl, Herr Major!“ – „Wissen auch die Offiziere Bescheid?“ – „ich habe ihnen einen Vortrag gehalten, als ich vom Ausbildungskurs zurückkam!“ – „Wer hat die Prüfung der Masken im Reizraum überwacht?“ – „Immer der Kompanieführer und ich.“ – „So, Sie sind also jedesmal dabei gewesen. Haben die Leute die Wichtigkeit begriffen?“ – „Nur mit einigem Widerstreben. Der Raum, ein alter Stall, war aber gut abgedichtet, so daß immer genug Reizgas darin blieb, um jeden heftige Tränen vergießen zu lassen, der eine nicht ganz genau anliegende Maske hatte. Dann habe ich ihm eine neue verpaßt und ihn nochmals in den Reizraum geschickt.“ – „Auch die Herren Offiziere?“ – „Jawohl.“ – „Haben Sie irgendwelche Schwierigkeiten gehabt?“ – „Jawohl, aber nur kleine mit den Bärten und Brillen.“ – „Wieso?“ – „Die Landsturmeute haben sich größtenteils die Bärte wachsen lassen und sind stolz auf dieselben, wie das 1870 die Landwehr war. Sie behaupten auch, daß nur harte Bärte das Anschließen der Masken verhinderten, und versichern, sie hätten weiche Bärte, die sich hineinstopfen ließen.“ – „Haben Sie nachgegeben?“ – „Nein, das entsprach nicht der Vorschrift. Die Bärte mußten sämtlich weg, und unser Bataillon sieht förmlich verjüngt aus.“ – „Ihr Verfahren ist richtig. Aber was war das mit den Brillen?“ – „Die Gläser beschlagen, wenn man die Maske längere Zeit trägt. Die Vorschrift lautet, daß die Gläser durch Einreiben mit Seife vor dem Beschlagen zu schützen sind. Mit Tonseife geht das aber nicht und andere Seife bekommen wir nicht geliefert.“ – „Ja, das ist eine große Schwierigkeit,“ sagte der Major. „Ertragen denn die Leute bei den Übungen ohne weiteres die Beengung durch die Maske?“ – „Einige klagen über Atemnot,“ erwiderte ich, „und laufen auch dunkelrot an, wie man sieht, wenn die Maske abgenommen wird. Vermutlich liegt das daran, daß die Herzen der Landsturmeute schon zu verbraucht sind. Unser Oberarzt ist aber der Meinung, daß wir diese Leute nicht nach Hause schicken können, weil wir sonst in kurzer Zeit keine Leute mehr haben.“ – „So? Sie besprechen solche Fragen auch mit dem Arzte?“ – „Jawohl.“ – In dieser Weise ging das Fragen und Antworten eine ganze Weile weiter, ehe mich der Gasmajor entließ. Einige Tage später wurden wir dann alle zu einer Besprechung sämtlicher Gasschutzoffiziere des Frontabschnittes berufen, und da sagte der Major, nachdem er alle möglichen Mängel festgestellt hatte: „Aber ich muß hier doch erwähnen, daß bei einem Landsturmbataillon alles in Ordnung war, obwohl dort nur ein alter Offizierstellvertreter die Sache leitete. Er hat nicht nur jede Frage beantwortet, sondern selbst noch Fragen an mich gerichtet und sich Auskunft geholt. So müßte es überall sein.“ Natürlich wurde ich darauf von den jungen Offizieren wieder einmal feindselig gemustert.

Selbstverständlich hatte diese Betonung des Gasdienstes ihre Gründe. Ein großer Gasangriff vor Rheims wurde vorbereitet. Es kamen Gaspioniere an, und unsere Leute wurden zum Vorschleppen der schweren Behälter verwendet, aus denen das Gas abgeblasen werden sollte, wenn der Wind die erwünschte Richtung auf den feindlichen Graben nahm. Da aber allerhand vorgekommen war, wenn der Wind plötzlich umsprang, mußte die Truppe ausgezeichnet im Gasschutzdienst ausgebildet sein. Wir übten also einige Nächte Gasalarm. In zehn Minuten mußten alle Unterstände geräumt und alle Gräben besetzt sein. Der Major Judaich lief mit Fre-

ge und mir durch die Gräben und konstatierte: „Es sind wieder neunzehn Minuten! Ich kann aber doch nicht melden, daß es nicht geht.“ Darauf sagte ich: „Herr Major, ich glaube, Ihre Minutenzählung ist irrig!“ – „Unmöglich,“ stöhnte er, „ich habe doch von Anfang an die Uhr vor dem Auge!“ – „So meine ich das nicht, Herr Major. Von den neunzehn Minuten müssen wir neun oder zehn abziehen.“ – „Warum?“ „Weil man uns verboten hat, die Alarmgeräte in Tätigkeit zu setzen und laut „Gaaas“ zu brüllen. Sicher hätten wir sofort Beschuß bekommen, wenn wir auf der ganzen Frontlinie mit den Knüppeln auf die Bleche geschlagen hätten. Aber unsere Leute wären ganz anders aus den Unterständen gestürzt. Das bloße Wecken von Unterstand zu Unterstand funktioniert natürlich viel langsamer. Wir können die Zeit, die wir wirklich gebraucht haben, nur von dem Augenblick an rechnen, in dem die Leute aus dem ersten Unterstand herauskamen. Da waren es zehn Minuten, das habe ich festgestellt.“ – „Sie übernehmen also die Verantwortung, wenn ich zehn Minuten melde?“ sagte der Major. „Das kann ich mit dem besten Gewissen tun,“ erwiderte ich. So geschah es dann auch.

Als der Wind einige Tage später in der gewünschten Richtung blies, ging der überraschende Gasangriff nachmittags vor sich. Da man die Gaswolke damals noch nicht durch Abschuß von Gasgranaten bildete, sondern abblies, sah es imposant aus, wie der Nebel rasch vorrückte. Die Franzosen schossen allerdings wie die Verrückten, namentlich die Infanterie, aber ziellos und blind. Man hatte den Eindruck, daß sie auf die Wolke schossen, was ihnen nichts helfen konnte. Immerhin herrschte auch bei uns eine gewaltige Aufregung. Der Major bekam von den eingehenden Kompanien fortwährend telefonische Meldungen. Als ein Kompanieführer 185 Verluste meldete, schickte mich Judaich sofort dahin, um festzustellen, was los war. Ich rannte durch das Grabengewirr und fand mich tatsächlich diesmal ohne Henke zu dem Unterstand des Kompanieführers durch, obwohl es inzwischen dunkel geworden war. Nachdem ich festgestellt hatte, daß der Leutnant nicht 185 gefallene Leute, sondern 185 verschossene Patronen gemeldet hatte oder hatte melden wollen, kehrte ich zurück. Der Major hatte die berichtigte Meldung aber inzwischen schon auf wiederholte Anfrage durchs Telefon bekommen, so daß meine Irrfahrt ganz überflüssig gewesen war. Aber ich wurde nunmehr Leutnant und bekam das EK II, was allerdings damals für einen Offizier kaum noch eine Auszeichnung war. Man fiel nur auf, wenn man es nicht hatte. Den zu erwartenden Widerstand der jungen Offiziere hatte Judaich auf eine sehr einfache Weise ausgeschaltet. Er hatte jeden einzelnen telefonisch gefragt: „Haben Sie etwas dagegen, daß ich den Offizierstellvertreter Riemann zum Leutnant befördere?“ Darauf hatte jeder verduzt nein gesagt, und somit war die Offizierswahl erledigt. Einer, der mich gar nicht leiden mochte, Sohn eines Großbauern war und Fink hieß, versagte es sich allerdings nicht, mir zu sagen: „Ihre Wahl zum Offizier ist unglaublich nachlässig und unvorschriftsmäßig erfolgt. Der Major hat eine so wichtige Angelegenheit telefonisch erledigt.“ – „Daraus können Sie ihm vielleicht einen Vorwurf machen, aber ich nicht.“ erwiderte ich. „Na ja,“ knurrte Fink, „die Sache ist nicht mehr zu ändern. Sie sind jetzt Leutnant, und wir müssen Sie zu uns rechnen.“ – „Oho,“ dachte ich, sagte aber nichts, sondern folgte der Weisung Nottrotts und hielt meine verdammte Schnauze.

Unsere Leute bildeten sich ein, daß ich bei dem Gasangriff irgend eine leitende Rolle gespielt hätte, und betrachteten mich mit scheuer Ehrfurcht. Henke sagte mir: „Alle denken, Sie machen das mit dem Gas.“ Mir ging dagegen bei dieser Gelegenheit auf, daß die wirklichen Gasoffiziere bei den Gaspionieren kommandierten und wir Gasschutzoffiziere zum Sanitätspersonal gehörten. Das war auch gut so. Einige Wochen später wurde nämlich ein feindlicher Flieger abgeschossen, in dessen Papieren man außer Photographien unseres Lagers, besonders des Brunnens, einen Bericht über den Gasangriff fand. Daraus ergab sich, daß ein französischer Urlauberszug mit tausend Mann in die Gaswolke hineingefahren war. Der Lokomotivführer war bald vorwärts, bald rückwärts gefahren, aber nicht aus der Wolke herausgekommen und

schließlich mit den tausend Urlaubern im Gas erstickt. Hier konnte man nur mit dem Leutnant Baldamus sagen: „Scheußlich!“ Die Franzosen nahmen es uns auch sehr übel, daß wir den halben Burgfrieden, der an dieser Front herrschte, so plötzlich gebrochen hatten. Sie belegten alle Straßen mit Beschuß, verschwendeten Granaten an ganz kleine Abteilungen, die vorrückten, schossen auf jeden Offizier, der sich sehen ließ, und machten uns das Leben so ungemütlich wie möglich.

Mit dem Anlegen der Leutnantsuniform hatte ich es nicht weiter eilig. Ich hatte weder lange Offiziersstiefel noch Achselstücke. Die anderen Aspiranten hatten wenigstens Achselstücke im Tornister und ließen sie eine Stunde nach der Beförderung aufnähen. In meinem Tornister hatte ich keine, aber drei französische Bücher, nämlich eine Ausgabe Versdichtungen des melancholischen Alfred de Musset, einen Band der französischen Geschichte Henri Martins, in dem mich besonders die ausführliche Darstellung des Saint-Simonismus interessierte, da ich das Buch von Engels über den utopischen Sozialismus noch nicht kannte, und Pellissiers „Mouvement littéraire au XIX.e siècle“ (Entwicklung der Literatur im 19. Jahrhundert), dessen Zitate ich am Rande in deutsche Verse übersetzte. Ich schrieb auch sonst noch allerhand Anmerkungen hinein, schriftstellerte also ähnlich, wie das einige Jahrhunderte früher Montaigne (1533-1592) getan hatte. Die Bücher waren nicht gestohlen, sondern stammten aus verlassenen und zerschossenen französischen Häusern. Eine illustrierte Weltgeschichte fand man in jedem Bauernhause. Sie wurden natürlich meistens verheizt, wie das die deutschen Landsknechte ja schon 1527 beim Sano di Roma (Plünderung Roms) mit den kostbaren Pergamenthandschriften gemacht haben. Ich hatte das bisher immer als eine greuliche Barbarei betrachtet, aber ich lernte dann, daß es Situationen gibt, in denen so etwas einfach nicht zu vermeiden ist. Eines Tages kamen wir in ein Dorf, und ich wurde in der Wohnung eines gerade verstorbenen Arztes einquartiert. Er war an einem vereiterten Bein gestorben, die Matratze hatte einen großen Eiterfleck, aber ich war bereits genügend verroht, um mich dadurch nicht im mindesten stören zu lassen. Ich behielt nur zum Schutze gegen etwaige Ansteckung die Unterhosen an, wenn ich mich abends auf die Matratze legte, und schlief darauf sehr gut. Mit Entzücken sah ich die Bibliothek durch. Es waren sogar große Kartons mit assyrischen Buchbänden dazwischen. Henke sah mir zu und bemerkte dann: „Alles recht schön und gut! Aber die Bücher werden verheizt!“ – „Sie sind wohl verrückt?“ schrie ich, „das sind Kostbarkeiten ersten Ranges.“ – „Der Herr Leutnant möchte am liebsten die ganze Welt in Bücher verwandeln,“ erwiderte Henke kühl. „Das geht aber nicht im Kriege. Wir haben überhaupt keine Feuerung. Es regnet draußen und ist kalt. Es steht auch nirgends noch ein Bau, ich habe mich umgesehen. Sonst hätte ich ein paar Birken geholt. Birke ist das einzige Holz, wo grün brennt. Wir müssen die Bücher nehmen und auch das Bücherbord. Wir müssen jeden Vormittag zum Dienst. Dann kommen wir naß zurück und frieren. Wenn der Leutnant vormittags zum Dienst geht, will er also in den nassen Sachen bleiben, und sie sind immer noch naß am nächsten Morgen. Das dauert ein paar Tage und dann ist der Leutnant krank und ich auch.“ – „Tun Sie, was Sie wollen,“ sagte ich, „aber lassen Sie mich so wenig davon sehen wie möglich. Sonst werde ich krank vor Ärger.“ – „Ich heize vormittags, wenn der Leutnant nicht da ist,“ erwiderte Henke vergnügt. Nach vierzehn Tagen meldet er mir, daß weder die Bücher noch das Bücherbord mehr vorhanden seien. Ich habe aber an dieses Verfahren immer nur mit einem gewissen Schuldbewußtsein gedacht. Als der Bombenangriff 1943 meine gesamte Bibliothek vernichtete, habe ich mich sogar auf dem religiösen Gefühl ertappt, daß dies die gerechte Vergeltung für das sei, was ich beinahe ein Menschenalter früher an den Büchern eines andern verübt hatte. Auch hartgesottene Monisten haben ihre Reste. Dabei war unser unkultiviertes Verhalten schließlich nicht dem Übermut entsprungen. Auf dem Schloß in Vouziers hatte ich ganz andere Dinge gesehen. Der Besitzer hatte sich nach den ersten französischen Niederlagen verzweifelt erschossen. Darauf war das Schloß

Quartier deutscher Kavallerieoffiziere. Diese hatten sich in der Betrunktheit über die kostbare Gemäldesammlung hergemacht, die einen langen Gang zierte. Es waren hauptsächlich Originale von Fragonard und Boucher, reizende kleine Bilder mit entzückenden Frauengestalten. Die Kavalleristen hatten immer mit drei Säbelhieben ein Dreieck auf jedem Bilde hergestellt, dann dieses Mittelstück aufgespießt und herausgerissen. So etwas traut man eigentlich nur Tertianern zu, die ihren ersten geschlechtlichen Erregungen Luft machen. Nietzsche hat vom adligen Offizier aus der Mark Brandenburg als dem besten Typus des Deutschen geschwärmt und andererseits heiße Tränen vergossen, als die Zeitungen 1871 die falsche Nachricht brachten, daß die Pariser Kommune-Kämpfer im Louvre unersetzliche Kunstschatze vernichtet hätten. Schade, daß er nicht erlebt hat, was seine besten Deutschen 1914 in Vouziers angerichtet hatten! Die Zeitungen haben allerdings nichts davon berichtet.

Wirklich verlassen kann man sich nur auf das, was man selbst gesehen hat, und auch da sieht man noch allerhand verkehrt. Die von unseren Zeitungen und Kriegsdichtern immer sehr laut betonte Wesensverschiedenheit der Franzosen und der Deutschen hatte ich, ehe ich nach Frankreich kam, immer für eine *fable convenue* (einen üblichen Schwindel) gehalten. Als guter Monist war ich davon überzeugt, daß man die Menschen wohl nach Kulturstufe, aber nicht nach Völkermerkmalen einteilen könne. Ich neigte sogar zu der Auffassung, daß uns in der Kultur die Franzosen etwas voraus seien. Jetzt aber merkte ich, daß sie in mancher Beziehung hinter uns zurück waren. Bedenklich stimmten mich die zugemauerten Fenster, die in den Perioden entstanden waren, in denen die Fenstersteuer erhoben wurde. Dann hatte man sie aus Trägheit nicht wieder aufgebrochen. In Sedan war 1915 ein großer Teil der 1870 zerschossenen Häuser noch nicht wiederhergestellt. Ein Zeichen vollendeter Unkultur war die Abtrittssteuer. Meist hatten zwei, oft sogar drei Häuser zusammen nur einen primitiven Abtritt, um die Steuer zu sparen. Sodann fielen uns rechts und links der Straße oder Eisenbahnlinie die vielen winzigen Waldstücke auf. Sie entstanden auf folgende Weise: Wenn ein Bauer zehn Jahre lang einen Acker nicht bestellte, fiel dieser an die Gemeinde. Bebaute ihn auch diese nicht, dann kam er nach weiteren zehn Jahren an den Kreis, dann an das Departement und schließlich an den Staat. Die Gemeinden gönnten aber schon den Kreisen das Land nicht. Daher besannen sie sich darauf, daß auch die Aufforstung als Bodenbestellung galt. Sie pflanzten also auf die zehn Jahre nicht bestellten Äcker Hecken und Bäume, und auf diese Art waren die zahllosen lächerlich kleinen Waldstücke entstanden. In ihnen brachte man im Kriege gewöhnlich je eine Batterie unter. Im kalten Winter wurde aber die Walddeckung allmählich verheizt, und so verschwanden diese Denkmäler der Trägheit wieder. Darüber, daß im Kriege der Wald verbrannt wird, klagt ja schon Walter von der Vogelweide, der das doch nur in sehr kleinem Umfange erlebt haben kann.

Wenn man sich mit den Franzosen darüber unterhielt, daß sie viel weniger arbeiteten als die Deutschen, lachten sie und sagten, wir hätten nichts vom Leben. In Pont Favarger hatte es eine Fabrik von Filzhüten gegeben, in der viele Arbeiter Bauern waren. Sie gingen täglich bloß drei Stunden in die Fabrik, arbeiteten dann noch drei Stunden in ihrem ländlichen Besitztum und gingen schon am Nachmittag mit einer Rose im Knopfloch spazieren, klatschten endlos an jedem Zaun und tranken im Wirtshaus ein Glas Wein, das seinen Namen zu Unrecht trug. Er wurde nämlich als dritter Aufguß beim Keltern hergestellt, wobei man viel Zucker auf die schon zweimal ausgepreßten Trauben schüttete. Also war es eigentlich eine sehr dünne Limonade. Statt dessen Wasser zu trinken, empfahl sich nicht, weil die Brunnenverhältnisse miserabel waren und wiederum aus Trägheit nicht geändert wurden. Auch beim Mittagessen herrschte eine unglaubliche Genügsamkeit. Eine gebratene Zwiebel mit einem großen Stück Weißbrot wurde als eine Mahlzeit betrachtet. Ältere Ehepaare bewohnten im Bauernhause nur noch eine kleine Stube; das übrige ging an die nächste Generation über, die aber keineswegs zahlreich

war. Die Geburtenbeschränkung war so allgemein, daß Pont Favarger im Laufe von fünf Jahrzehnten von 1100 Einwohnern auf 480 heruntergekommen war. Sagten wir den Bauern, daß sie viel besser leben könnten, wenn sie eifriger und länger arbeiteten, dann schüttelten sie mit dem Kopf und behaupteten, daß die Deutschen ihnen einfach verrückt vorkämen. Der schönste Teil des Lebens ginge doch erst los, wenn man nicht mehr arbeite. Hier habe ich mich ihnen gar nicht verwandt gefühlt. Der Ruhestand ist nur ein etwas trübseliges Anhängsel an ein ständig mit Arbeit ausgefülltes Leben.

Sehr überlegen sind uns die Franzosen in der Konversation. In einem Quartier empfing uns ein 62jähriger Bauer mit seiner 63jährigen Frau. Sie fragten, woher wir kämen, hörten das Wort Leipzig und fingen sofort an von Wagen, Springbrunnen, ganz großen Häusern und anderen Dingen, die in Leipzig ihrer Meinung nach vorhanden sein mußten, zu reden. Das dauerte länger als eine halbe Stunde. In Deutschland würde der alte Bauer gesagt haben: „So? Sie sind unsere Einquartierung? Nehmen Sie die Zimmer unten, aber lassen Sie uns wenigstens die Küche!“ Damit wäre der Redestoff erschöpft gewesen. Am nächsten Morgen kam aber in unserem Quartier das dicke Ende nach. Wir merkten, daß die ganze Bude unglaublich verdreckt war. Als wir die Fußböden erst kehrten, dann aufwischten, rückten wir auch einen großen Schrank ab, was natürlich ein ziemliches Gepolter gab. Darauf kam die greise Bäuerin hereingestürzt und schrie, in dem Hause wäre dreimal geheiratet worden, ohne daß der Schrank von der Stelle gerückt worden wäre. Ich sagte: „Das merkt man. Der Dreck liegt ja so dick, daß man mit dem Besen nicht auskommt, sondern die Schaufel zu Hilfe nehmen muß.“ Sie blieb jammernd in der Tür stehen. Wir nahmen nach dem Fußboden die Decke vor und beseitigten eine große Anzahl von Spinnenweben. Darauf schrie die Alte wieder los, wir würden uns vor den Fliegen nicht retten können, wenn wir die Spinnen umbrächten. Ich sagte: „Jawohl! Erst laßt ihr den Dreck liegen, daher kommen die Fliegen. Dann haltet ihr Spinnen gegen die Fliegen. Für so einen zoologischen Garten haben wir keinen Sinn.“ In einem anderen Hause entdeckten wir sogar eine mächtige Ringelnatter, die gehalten wurde, um die Mäuse zu fressen.

Die jüngeren Frauen liebten in der Unterhaltung die Zweideutigkeiten. Als ich mit einem Gefreiten, der Hahn hieß, unterwegs war, um irgendwo Nelken zum Punsch aufzutreiben, gerieten die Frauen über seinen Namen in Entzücken und schrien immer wieder „coq“, weil man so auch das männliche Glied nennt. Sie fragten nach seinem Beruf, hörten, daß er Gärtner wäre, und wollten wissen, ob er guten Samen hätte. Offenbar hatten sie dieser Art der Unterhaltung von ihren Männern gelernt. Einer von den Landsern belehrte mich allerdings, die Französinen sagten, ihre Männer redeten zwar sehr geil, könnten aber viel weniger als die Deutschen, die gar nichts sagten. Eine beliebte obszöne Geste der Frauen war es, erst den Zeigefinger auszustrecken und „Butter“ zu rufen, ihn aber dann zu krümmen und betrübt „Marmelade“ zu seufzen. Also hatten sich offenbar doch nicht alle Deutschen bei der entscheidenden Probe bewährt. Ein Offizier, der im Zivilberuf Tanzlehrer war, sagte mir: „mit den Französinen gebe ich mich nicht mehr ab. Sie machen mir zuviel Brimborium bei der Sache. Zappeln können sie ja meinetwegen, aber sie stöhnen und miauen dabei, daß einem schlecht werden kann. Manche heulen sogar Wonnetränen.“

Man kann hierzu natürlich bemerken, daß die Erotik in Frankreich schließlich doch auf einer höheren Stufe steht als bei uns. Wir sind auf diesem Gebiete wahrscheinlich stumpfsinniger. Aber wenn man alles zusammenrechnet, Dreck, gewandte Konversation und Erotik, dann merkt man, daß diese Kulturstufe durchaus dem Rokoko entspricht. In einer Weltstadt wie Paris mag man viel weiter sein, aber die Bildung auf dem Lande ist in Frankreich heute noch die des Rokoko, die Voltaires und Diderots. Bilder zu „Manon Lescaut“ von Prévost d'Exiles, also zu einem 1728 erschienenen Roman, fand ich danach noch in den Kleinstädten häufig als Wand schmuck. Wenn ich in Deutschland Werthers Lotte, Dorothea oder die Feuerbachsche Iphigenie

oder Faust und Gretchen an der Wand sehe, weiß ich, daß ich bei einem Goethephilologen bin. Das Rokoko hat bei uns eine viel gesündere Rolle gespielt und ist ins Kleinbürgertum gar nicht eingedrungen.

Was den Franzosen wie den Deutschen gleichermaßen eignet, ist die militärische Veranlagung. Unterschiede sind aber auch hier da, französisch ist der Plan, deutsch die Disziplin. Es hängt damit zusammen, daß die Franzosen demokratische Traditionen haben und auf ihre Revolution stolz sind. Sie schwärmen von 1789, wir machen uns meistens über 1848 nur lustig. Der Gedanke, daß wir wenig Grund hätten, uns mit unserem halb oder ganz mißglückten revolutionären Versuche zu brüsten, hat mich im Felde auch oft beschäftigt. Revolutionär dachte bei uns nur die Arbeiterschaft, aber auch da handelte es sich nur um Anfänge, nicht um eine Tradition.

Eines Tages sagte Henke: „Herr Leutnant, das geht doch nicht, daß Sie immer noch als Offizierstellvertreter herumlaufen. Unsere Leute wissen ja gar nicht, ob sie zu Ihnen Herr Leutnant sagen sollen oder nicht. Sie sind schon ein Jahr im Felde und haben noch keinen Urlaub gehabt. Sie müssen nach Charleville fahren und sich dort für Ihre 500 Mark Einkleidungs-geld alles kaufen, sogar Ihren Feldstecher. Von dort gehen Sie dann nach Hause und stellen sich Ihren Eltern als Leutnant vor.“ – Das leuchtete mir ein. Ich gab Urlaub für mich und Henke ein. Alles wurde anstandslos bewilligt; wir bekamen Eisenbahnfahrscheine, um über Charlesville und Brüssel nach Leipzig und, was Henke anbetraf, in die Gegend von Niederneukirch zu fahren. In Brüssel lief ich bereits als Leutnant herum und trank die schon erwähnte Flasche Haute Sauternes auf das Wohl meiner Urgroßmutter, obwohl ich eigentlich kein Liebhaber der süßen Weine bin. In Leipzig waren meine Mutter und Dina sehr erfreut, daß ich Henke mitbrachte, von dem ich schon viel geschrieben hatte. Die Mutter machte sofort ein Bett für ihn zurecht und lobte am nächsten Morgen sein gesittetes Betragen. Mein Vater war entsetzt, als ich die in Brüssel eingekauften Delikatessen auspackte. Er sagt, 1870 hätten sie viel von zu Hause bekommen, aber nichts nach Hause geschickt. Die Welt stehe jetzt auf dem Kopf. Dina und meine Mutter sahen recht mager und erschöpft aus, wie ich mit einigem Ingrimms feststellte. Die Hungerblockade wirkte sich 1914 schon sehr ungünstig aus. Natürlich ging ich in die Schule, wo mich Donadt beinahe ehrfurchtsvoll empfing. Er hatte nie gehofft oder gefürchtet, mich als Leutnant mit dem EK2 wiederzusehen. Die Kollegen wurden zu einem Wiedersehensabend kommandiert, an dem es etwas zu feierlich herging. Alles erstarb in Ehrfurcht vor Donadt, der inzwischen eine Art Tyrannis aufgerichtet hatte, weil es von ihm abhing, ob ein Kollege unabhkömmlich war oder in die Kaserne abziehen mußte. Sehr vergnügt verlief dagegen die Jahresabschlußkneipe einer Klasse, auf der ich den Jungen erzählte, daß im Kriege das Übelste der Dreck wäre, in dem man hauste und schläft. Zweimal war ich mit meiner Mutter im Theater und sah Schillers „Braut von Messina“ und Mozarts „Don Juan“. Die farbenprächtigen Aufführungen machten einen gewaltigen Eindruck auf mich. Es war, als ob ich aus dem Reiche der Toten ins Leben zurückgekehrt wäre. Auch traf ich im Theater Köster, der sich so gekünstelt wie immer benahm, und Sievers, der mir voll Stolz erzählte, daß sein Sohn als Unterseebootkommandant im Mittelmeer herumfahre. Natürlich ging ich auch in den Monistenbund, wo noch immer die Unentwegten da waren, und verneinte dort die Frage, ob ich persönlich Menschen im Nahkampf gemordet hätte. Beck ließ sich meine Gaspräsentation geben, nach der ich zu unterrichten pflegte, und las sie sehr aufmerksam durch. Er versicherte, daß er ein Bild von der Verwendung dieses neuen Kampfmittels bekommen hätte, und ich erwiderte, daß er als Chemiker eigentlich viel mehr von der Sache verstände als ich und auf meinen Posten gehörte. Er wurde auf dem Feldberg verwendet, wo er meteorologische Drachen steigen ließ und nichts mit Kampfhandlungen zu tun hatte. Sein Urteil über den Krieg war, daß er um so langweiliger werde, je länger er dauere.

Am meisten rührte mich in Leipzig, daß meine Mutter den ganzen Krieg hindurch mein

Arbeitszimmer in dem Zustand hielt, daß ich jederzeit eintreten und da weiter arbeiten konnte, wo ich aufgehört hatte. Sogar der Federhalter lag noch neben dem Tintenfass, und ich zitierte sofort aus Goethes „Faust“ die Verse:

*Die Tinte starrt, vergilbt ist das Papier,
Doch alles ist am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Faust dem Teufel sich verschrieben.*

Auch die Wanduhr tickte; denn meine Mutter zog sie regelmäßig auf. Ich glaube, sie hatte eine abergläubische Angst, daß mir etwas passierte, wenn die Uhr stehenbliebe. Allerhand Aberglaube spukte ja in uns allen während des Krieges und bei vielen leider auch nachher. Nach 1918 habe ich oft erlebt, daß Debattierende auf weltanschaulichen Versammlungen ihre mystischen Ansichten mit Gefühlserlebnissen im Weltkriege begründeten. Sie erzählten etwa, daß sie eines Nachts plötzlich mit dem Gefühl aufgewacht waren: „Jetzt ist Kurt etwas passiert.“ Ein paar Tage später hatten sie dann die Nachricht bekommen, daß Kurt in der Tat in der betreffenden Nacht gefallen sei. Oder sie waren selbst Kriegsteilnehmer und hatten eines Morgens die Empfindung gehabt, daß sie den Tag nicht heil überstehen würden. Einige Stunden später seien sie schon verwundet worden. Darauf habe ich immer erwidert, es sei äußerst bedenklich, eine Weltanschauung auf Erfahrungen zu gründen, die man gemacht zu haben glaube, als man nicht im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte war: „Der Krieg ist die ungünstige Situation für das Nachdenken. Die Affekte, die unvermeidlich eintreten, trüben und verwirren den Verstand,“ sagte ich. Wenn sie darauf riefen, das sei keine Widerlegung, fügte ich hinzu: „Überlegen Sie sich nur einmal, wie oft Sie solche Ahnungen gehabt haben, ohne daß sie in Erfüllung gingen! Die haben Sie natürlich vergessen, und nur die eine behalten, die sich erfüllte. Dahinter steckt eine Sucht nach dem Wunderbaren, das die meisten Menschen nicht entbehren können. Sie reden immer davon, daß irgend etwas dahinter stecken muß. Das ist aber doch wirklich nicht schwer aufzulösen. Die Ahnungen sind ein Ausdruck der Angst, die vollkommen natürlich ist, wenn man tagtäglich sieht, wie andere fallen, und sich fragt, wann man selbst an die Reihe kommt.“ Darauf wurden die Mystiker gewöhnlich wütend, wiesen auf ihre Kriegsauszeichnungen hin und behaupteten, daß sie nie Angst gehabt hätten. Dann wurde ich ironisch, sagte, daß ich das von mir selbst nicht mit solcher Sicherheit behaupten könnte, aber jedenfalls aus solchen Anwendungen nie die Berechtigung, das naturwissenschaftliche Weltbild anzuzweifeln, gezogen hätte. Der Gedankengang sei so unlogisch wie alles Gerede über das Übersinnliche. Auf der einen Seite laufe er auf die Verfolgung durch irgendeine böse Macht hinaus, auf der andern aber schrieb man dieser Macht Warnungen zu, die doch nur aus Wohlwollen und Fürsorge erfolgten. Es sei also schwer zu sagen, ob es sich dabei um den lieben Gott oder um den verhassten Teufel handle. Darauf zuckten die Mystiker die Achseln und murmelten, ich hätte eben keinen Sinn für das Geheimnisvolle und Rätselhafte, sondern schöbe es einfach beiseite.

In Wahrheit kannte ich es wohl, hatte aber keinen Respekt davor, sondern nahm es nie ganz ernst und spielte damit. Wenn wir am frühen Morgen ausrückten und wußten, daß wir an mehreren Stellen durch den Beschuß der Artillerien durchkommen mußten, dachte ich an die Vogelzeichen, die von Homer an bei den Griechen und Römern eine gewaltige Rolle spielen. Es flogen bei diesem Morgenmarsch immer ganze Schwärme von Lerchen auf und stürzten in die Lüfte. Ich sagte mir: „Wenn sie rechts auffliegen, ist das ein gutes Vorzeichen, links aber ein schlechtes.“ Nach einer Weile hatte ich sieben rechts und fünf links beisammen und sagte: „Rechts überwiegt, also läuft heute alles gut ab.“ Vorsichtshalber hörte ich dann aber auf zu zählen, um das gute nicht wieder aufs Spiel zu setzen. Eines Nachts war ich mit einem Unteroffizier unterwegs, der dicke schwarze über der Nase zusammengewachsene Augenbrauen hatte.

Das gab seinem Gesicht etwas Mephistophelisches, zu dem allerdings seine dickliche Statue nicht paßte. Die Schauspieler malen sich, wenn sie den Mephisto spielen, gewöhnlich dieses umgekehrte Joch über die Augen. Es gibt sogar Illustrationen zum „Faust“, auf denen Mephisto als eine Dunstwolke erscheint, in der man nichts erkennt als die zusammengewachsenen Augenbrauen und darunter die stechenden Augen. Mit diesem Unteroffizier zog ich in der Nacht herum, die mondhell war. Unser Marsch wurde dadurch erleichtert, aber die Gefahr gesteigert; denn in hellen Nächten schoß die feindliche Artillerie viel häufiger. Als wie bei einem verlassenen Dorfe waren, das als die Beschußgrenze galt, sagte ich: „So, jetzt ist die Gefahr vorbei. Wir sind durch.“ In demselben Augenblick heulte es über uns in den Lüften, und in nächster Nähe schlug neben uns eine Granate ein. Wir waren beide unverletzt, und der Unteroffizier sagte lachend: „Der Herr Leutnant dürfen so etwas nicht sagen, das zieht immer den Beschuß herbei.“ Ich muß gestehen, daß ich den grinsenden Mephisto im Mondlichte sah. Wir beschleunigten unsern Marsch und machten, daß wir in unser Lager kamen. Es ist das die einzige derartige Erschütterung, die ich im Felde durchgemacht habe, und sie hatte keine dauernde Nachwirkung, sondern ich mußte jedesmal lachen, wenn mir einfiel, daß ich auch einmal den Teufel zu sehen geglaubt hatte. Luther und Grimmelshausens Simplicissimus haben sehr viel öfter die Ehre gehabt.

Den Leipziger Urlaub 1917 betrachtete ich als eine Art Höhepunkt, weil ich von den verschiedensten Gruppen aus verschiedenen Gründen mit gleicher Achtung behandelt wurde. Aber bei meiner optimistischen Veranlagung habe ich noch oft Gelegenheit gehabt, mich auf dem Höhepunkt zu fühlen. Es geht eben mal rauf, mal runter. Die Lehre der Stoiker, Spinozas und Kants ist einfach dahin zu ermäßigen, daß man im Glück nicht zu laut jauchzen und im Unglück nicht zu tief stöhnen soll. Meine Mutter hatte sich meines Kriegslagerbuches bemächtigt, das ich mitgebracht hatte, um es in Leipzig sicher zu verstauen. Darin waren nicht nur die Beschüsse, sondern auch zahllose Kneipereien verzeichnet. Sie sagte daher beim Abschiede: „Tu mir den einzigen Gefallen, Robert, und trinke nicht so viel, daß du dich von Henke nach Hause bringen lassen muß! Du bist doch kein Student mehr und wirst dieses Jahr schon vierzig. Und dann nimm dich bei Beschuß in Acht! Leichtsinn ist keine Tapferkeit. Ich habe längst gemerkt, daß Hans zuviel Angst hat, aber du hast zuwenig.“ Ich versprach alles, was verlangt wurde, und ging ab.

An der Front fand ich große Nervosität vor. Die Kerenski-Revolution hatte die russische Armee gelähmt, die Amerikaner waren noch nicht da. Also lag die Sache scheinbar günstig für Deutschland, dessen matterwerden England und Frankreich bisher mit Genugtuung beobachtet hatten. Jetzt fürchteten sie, daß Deutschland den Krieg gewinnen könnte, ehe die Amerikaner kamen. Daher griffen sie im Frühjahr 1917 mit allen Kräften an und setzten überall Tanks ein, mit deren Herstellung Deutschland einfach nicht Schritt halten konnte. General Nivelle drängte die Deutschen bei Vailly bis auf den Chemin des Dames zurück und nahm die beherrschenden Höhen vor Rheims. Bei diesen Kämpfen wurde unser Landsturmbataillon bald hier, bald dort in der ersten Reservestellung eingesetzt. Einmal geschah es in St. Masmès, wo der Major Judaich sich einen großen Keller, der vorher offenbar Weinfässer beherbergt hatte, als Stabsquartier ausgesucht hatte. Vor diesem Keller, in den ein langer Gang herunterführte, standen der Unteroffizier Krautmüller und ich, als eine schwere Granate heransegelte. Wir stürzten eilig hinunter und merkten, als wir ankamen, daß er meine Mütze aufhatte, ich seine. Wir hatten beide nicht bemerkt, daß wir sie beim Herunterlaufen verloren und vertauscht hatten. Natürlich lachten wir nunmehr und brachten unsere Besitzverhältnisse in Ordnung. Dann sahen wir uns im Keller um. Dieser hatte, da die Granate an der Hinterwand explodiert war, einen breiten zweiten Ausgang bekommen. Im Keller war aber kein Major mehr und von den Offizieren nur noch der immer sehr besonnene und entschlossene Feldwebelleutnant Petz. Ein paar Schreiber lehnten bleich

an der Wand. Petz sagte: „Ich glaube, Leutnant Riemann, wir müssen den Major irgendwie wieder zu erreichen suchen; denn wir sind doch als Ordonnanzoffiziere zu seiner persönlichen Verfügung kommandiert.“ – „Gut,“ sagte ich, „aber erst lassen wir die Leute, die noch hier sind, den Keller aufräumen, damit nichts liegenbleibt. Selbstverständlich verlasse ich als letzter den Raum.“ So geschah es, und Petz, der zwölf Jahre als Unteroffizier und Feldwebel gedient hatte, stieß einen Fluch aus, als er ein Gewehr fand, das liegengelassen war. „So eine Schande,“ sagte er, „ein deutscher Soldat läuft davon und läßt sein Gewehr liegen!“ Wir suchten draußen nach dem Major und fanden ihn bei einer Baumgruppe neben der Chaussee. Er sah ganz verstört aus und bemerkte, als wir uns meldeten: „Ein Glück, daß Sie wieder da sind! Ich fürchtete schon, Sie seien gefallen, als man mir den Unterstand über dem Kopf zusammenschöß.“ Darauf kommandierte Petz: „Jeder Soldat zeigt mir jetzt sein Gewehr vor!“ Alle taten es, nur einer stand bleich ohne Gewehr da. Petz sagte: „Sie haben die Waffe weggeworfen. Wissen Sie, daß ich jetzt verpflichtet bin, Sie auf der Stelle zu erschießen?“ – „Um Gotteswillen,“ stotterte der Schreiber. „Herr Major – der Herr Major war doch aus dem Keller gelaufen und hatte seine Mütze und seinen Zwicker liegengelassen. Ohne Zwicker sieht der Herr Major nichts, und ohne Mütze kann der Herr Major nicht kommandieren. Deshalb bin ich mit der Mütze und dem Zwicker hinter dem Herrn Major hergelaufen. An mein Gewehr habe ich da nicht gedacht.“ Petz verstummte und gab ihm sein Gewehr zurück.

Diese groteske Szene hatte natürlich Folgen. Der Major meldete das Verlassen des Kellers, den man ihm „über dem Kopf zusammengeschoßen“ habe, und wollte sich außerdem vom Oberarzt Dr. Kaulen, einem Rheinländer aus der kleinen Stadt Wevelinghoven, die zwischen Köln und Düsseldorf liegt, einen Nervenschock bescheinigen lassen. So etwas kam öfter vor. Kaulen war sonst ein gemütlicher Kerl, der mit sich reden ließ. Er hatte nicht sonderlich viel geistige Interessen, las aber wenigstens im Felde die „Medizinische Wochenschrift“, die ich schon mit meinem Bruder Konrad gelegentlich gelesen hatte. Jetzt gab Kaulen sie mir jedesmal, wenn ein Artikel darin stand, der von allgemeinem Interesse war, und wir sprachen dann darüber. Auf diese Weise hatte sich zwischen uns eine Art von Vertrauensverhältnis entwickelt, obwohl Kaulen Zentrumsmann war und meine Freidenkerei als eine Art von Verrücktheit belächelte. Den Katholiken kommt vieles selbstverständlich vor, was wir als ein Problem betrachteten. Kaulen hielt sich zu den jüngeren Offizieren und teilte ihr Urteil über den Major. Vergeblich suchte ich ihn zu bewegen, den Nervenschock des Majors zu bescheinigen. Kaulen sagte: „Nein, das kann ich als Arzt nicht tun. Ein Nervenschock hat Kennzeichen, Sprachstörungen, Fliegen der Glieder oder Lähmungen und anderes mehr. Von alledem ist bei Judaich nichts zu bemerken. Also kann ich ihm nur eine schwere nervöse Erschütterung bescheinigen.“ Dabei blieb er. Außerdem wurde von der Division noch das Zusammenschießen des Kellers über dem Kopfe angezweifelt, weil der Raum sofort von einem preußischen Bataillon mit dreimal soviel Leuten wie vorher besetzt und trotz der fehlenden Rückwand als eine ausgezeichnete Deckung betrachtet wurde. Trotzdem gewährte man dem Major den erbetenen Genesungsurlaub, der sogar ganz ungebührlich lange ausgedehnt wurde, und schickte ihn dann in die inzwischen von den Deutschen besetzte Krim, die nicht als Kampffront, sondern als Etappe betrachtet wurde. Als er uns verließ, schenkte ich ihm zum Abschied mein Bild; denn ich verlor ungern einen so gebildeten Gesprächspartner. Der Leutnant Fink aber hielt mir folgende Strafpredigt: „Sie haben bei dieser Gelegenheit Ihre Pflicht nicht getan. Sie waren der einzige, den zwar nicht der Dienstrang, aber ihr Lebensalter berechnigte, den Major zu ermahnen, sich nicht derart zu benehmen. Judaich hat ein schlechtes Beispiel gegeben, und Sie sind daran nicht unschuldig.“ Natürlich sagte ich ihm darauf, ich hätte bisher noch gar nicht bemerkt, daß er beim Militär etwas anderes als den Dienstrang beachte. Darauf zuckte er über meine Dummheit die Achseln und ging unwillig fort.

Für Judaich bekamen wir eine Zeit lang einen Major Wetzig, der eigentlich ein Dresdner Landgerichtsrat war. Wir hatten ihn nur einige Monate, dann wurde er wieder versetzt. Aber inzwischen hatte auch er einiges angerichtet. Zunächst einmal drängte er mich, als eine Kompanie frei wurde, selbst Kompanieführer zu werden. Dazu hatte ich schon deshalb keine Lust, weil ich nicht reiten konnte. Versuche, es noch zu lernen, hatten damit geendet, daß mich der alte Klepper, auf dem ich saß, einmal abwarf und so tief in den unangenehmen Champagneschlamm, der aus aufgelöster Kreide bestand, eintunkte, daß ich förmlich eingehustet wieder herauskam. Ich ritt das Tier zwar dann noch einmal im Karree herum, um ihm zu beweisen, daß ich mich nicht vor ihm fürchtete. Aber Henke hatte eine so unendliche Mühe mit dem Reinigen meiner schönen neuen Uniform, daß ich fortan durch nichts mehr zu bewegen war, ein Roß zu besteigen. Als Kompanieführer hatte ich aber für den Pferdebestand der Kompanie die Verantwortung, und wir wurden fortgesetzt ermahnt, die Pferde sorgfältig zu pflegen und zu schonen, weil der Ersatz immer schwerer zu beschaffen war. Ich behauptete daher, der Feldwebelleutnant Laux wäre ein viel geeigneterer Kompanieführer als ich. Er hätte auch die erforderliche Bildung; denn er hätte es nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienste zum Bankbeamten gebracht und sich als solcher auch gesellschaftliches Benehmen angeeignet. Das half alles nichts. Die andern Kompanieführer erklärten, es wäre untragbar, daß ein Feldwebelleutnant eine Kompanie bekomme, während noch ein wirklicher Leutnant ohne Kompanie sei. So wurde ich aus mir unverständlichen Standesvorurteilen auf den Posten berufen.

Major Wetzig besuchte die einzelnen Kompanieführer und setzte ihnen auseinander, er habe die Beobachtung gemacht, daß die Divisionsführer die Landstrukturkompanien mit Vorliebe einsetzten, um ihre besseren Truppen zu sparen. Auf diese Art werde der Landsturm allmählich verbraucht. Daher erwarte er von uns, daß wir Widerstand leisteten, wenn uns von der Division so etwas befohlen würde. Die Leutnants hörten das mit Befremden, und nur einer befolgte die Weisung, nämlich ich. Als ich von der Division den Befehl bekam, sofort mit meiner Kompanie auszurücken und den Graben am Hinterhang des Pöhlberges zu besetzen, antwortete ich dem Unteroffizier oder Gefreiten, der mir den Befehl durchs Telefon übermittelte, da käme eher das neben uns liegende Pionierbataillon in Frage als wir. Als ich mich abends gerade ins Bett legte, ging ein wütender Lärm im Telefon los. Ich hob ab und sagte: „Leutnant Riemann.“ – „Von der Landsturmkompanie?“ – „Jawohl!“ – „Ist das richtig, daß Sie sich weigern, die Stellung zu besetzen, in die Sie ihre Kompanie führen sollen?“ – „Jawohl, und ich befinde mich dabei in voller Übereinstimmung mit meinem Kommandeur.“ – „Mit Ihrem Kommandeur? Was geht uns Ihr Kommandeur an? Sobald Sie einen Befehl von der Division bekommen, gibt es für Sie keinen andern Kommandeur als den Divisionskommandeur, und sein Adjutant ist es, der mit Ihnen spricht. Wissen Sie, was mit einem Leutnant geschieht, der sich im Kampfe weigert, seine Abteilung vorzuführen?“ – „Vermutlich wird er erschossen,“ antwortet ich. „Jawohl, das wird er, das werden Sie, wenn die Sache vors Kriegsgericht kommt,“ brüllte der Adjutant weiter. „Na, da habe ich also mal wieder etwas versiebt,“ erwiderte ich, ohne mich aus der Gemütslage bringen zu lassen. „Das haben Sie allerdings, und Sie werden sich in den nächsten Tagen persönlich vor dem General zu verantworten haben.“ – „So?“ sagte ich. – „Jetzt ist Ihre Aufgabe eine andere,“ fuhr der Adjutant in etwas ruhigerem Tone fort. – „Welche?“ fragte ich. „Sie wecken Ihre Leute sofort und führen sie an die betroffene Stelle. In drei Stunden muß alles geschehen sein.“ – „Ich führe den Befehl aus.“ – „Das will ich Ihnen geraten haben,“ brüllte der Adjutant wieder lauter. „Sonst können Sie sich gleich selbst erschießen; denn das ist dann doch Ihr Schicksal.“

Ich weckte die Leute, die äußerst widerwillig aufstanden und ihre Sachen aufpackten. Unter fortwährendem Schimpfen auf mich ging der Nachtmarsch zum Pöhlberg vor sich. Es handelte sich um eine Hügelreihe, die aus einiger Entfernung genauso aussah wie der Keilberg, Pöhlberg und Fichtelberg im Erzgebirge. Daher hatten erst die Landser, dann die Offiziere die

Kette so benannt, und schließlich erschienen die Namen sogar auf den für den Feldgebrauch bestimmten Karten. Der Hinterhang ist die uns zugekehrte Seite des Berges, der Vorderhang die entgegengesetzte. Das Übelste war aber, daß unser Graben am Hinterberg ziemlich weit unten lag, der feindliche am Vorderhang ganz oben, so daß unser Graben vom Feind eingesehen wurde, der natürlich telephonische Verbindung mit seiner Artillerie hatte. Verpflegung konnte nur nachts hergebracht werden. Auch da erfolgte oft unvermuteter Artilleriebeschuß. Dann warfen sich die Essenträger mit ihren Kübeln hin, verschütteten die Hälfte, vermengten die andere mit Sand, und wir bekamen erst um Mitternacht das so genannte warme Essen, das erstens gründlich abgekühlt und zweitens auch noch versandet war. Die Truppen, die vor uns dagewesen waren, hatten alles Transportable mitgenommen, vor allem die Lagerstätten. Wir mußten erst aus dem nächsten Pionierpark Hühnerdraht holen, der über Pflöcke gespannt wurde und dann den wenig zutreffenden Namen Drahtmatratze bekam. Lesen konnte man nur beim trüben Schein eines Zweipfenniglämpchens, aber ich habe dort trotzdem Kleists Dramen in Reclamheften gelesen und in der gewohnten Weise mit Anmerkungen verziert. Wir waren einige Wochen wirkliche Frontsoldaten und bekamen, da wir uns nur im Graben zeigten, wenn wir es mußten, also beim Aufstellen und Revidieren der Wachen, allmählich die bekannten lohgelben Gesichter, die sehr schön in Barbusses „Feuer“ beschrieben werden.

Der Divisionskommandeur befahl mich zu sich, um mich zu verantworten. Der Marsch war ziemlich gefährlich, da die ganze Gegend ständig unter Beschuß lag. Trotzdem saß der General in einer frei auf einem Hügel liegenden Holzbaracke und nicht, wie ich erwartet hatte, in einem Keller. In einiger Entfernung von der Baracke patrouillierte ein Posten, der die Sache gewöhnt zu sein schien. Er sagte in voller Seelenruhe zu mir: „Gehen Sie rasch bis zur Baracke. Wir sind zwar eingesehen, aber auf einzelne Leute wird gewöhnlich nicht geschossen. Die Artillerie scheint auch nicht zu wissen, wer in der Baracke ist; denn die schießt beständig auf die Wege zur Baracke, aber die selber hat noch keinen Treffer bekommen.“ Die Ruhe des Postens im Beschuß hatte etwas Ansteckendes, ich ging in mäßigem Schritt auf die Baracke zu. Der Generalleutnant war allein. Er sah auffallend jugendlich aus, ich schätzte ihn auf höchstens vierzig. Er schenkte mir und sich zunächst einen Cognak ein. Dann fragte er in verbindlichem Konversationstone, den die oberen Führer lieben: „Sind Sie gut hergekommen? Wir haben heute wieder einmal ziemlich starken Beschuß.“ – „Jawohl, die Ruhe Ihres Postens ist bewundernswürdig. So etwas bin ich von unseren LandsturMLEuten gar nicht gewöhnt.“ – „Warum soll ich den Mann aufregen?“ erwiderte der General. „Daß im Kriege geschossen wird, weiß er doch und wundert sich nicht mehr darüber. Wir haben Sie, Herr Leutnant, herkommen lassen, weil Sie nicht ganz leicht aufzufinden waren und ihre Leute auch nicht. Man sagt mir sogar, Sie hätten sich geweigert, den Graben mit ihnen zu besetzen?“ – „Die Sache liegt so, Herr General,“ sagte ich. „Da meine Leute fast alle Familienväter sind, lege ich einen gewissen Wert darauf, möglichst viele gesund nach Hause zu bringen. Nun lag neben uns ein Pionierbataillon, das aus viel jüngeren Leuten besteht. Ich wunderte mich, daß nicht diese jungen Leute eingesetzt wurden, sondern meine alten.“ Der General lachte vergnügt, schenkte uns einen neuen Cognak ein und fuhr fort: „Also der Leutnant Riemann bestimmte, daß die Pioniere vorgehen müßten und der Landsturm zurückblieb?“ – „Ungefähr,“ sagte ich. Der General lachte wieder gemütlich und erwiderte: „Ist das eine militärische Auffassung? Meiner Meinung nach haben nicht die Leutnants zu bestimmen, welche Truppenteile eingesetzt werden.“ – „Ja, ich habe mich wohl mehr von volkswirtschaftlichen Erwägungen leiten lassen,“ sagte ich etwas beklommen. „Ein gefallener Landsturmmann, der eine Familie zu ernähren hat, ist doch ein schwererer Verlust für den Stand als ein junger Mensch.“ – „Geben Sie mir nicht da schon wieder Ratschläge für mein Verhalten, Herr Leutnant?“ – „Das darf ich natürlich nicht, Herr General. Es liegt mir nur daran, daß Sie nicht glauben, ich hätte an meine eigene Sicherheit gedacht und nicht an die meiner

Leute.“ – „Davon ist keine Rede,“ sagte der General wohlwollend. „Ich habe Sie schon durch das Fenster hier beobachtet, als Sie heraufkamen. Sie machten keinen ängstlichen Eindruck. Aber durch das, was Sie sagen, bestätigen Sie das, was ich Ihnen gesagt habe und nochmals sage: Ihr Verhalten bei der Besetzung des Grabens war unmilitärisch. Diesen Vorwurf können Sie nicht entkräften, sondern müssen ihn hinnehmen.“ Ich verbeugte mich schweigend. Damit war der Verweis beendet. Der General erzählte mir noch etwas von der Begradigung der Frontlinie, die jetzt überall vorgenommen würde, um Menschen zu sparen, und von der Rolle, die dabei die schwere Rückzugartillerie spielte. „Das wird alles glatt gehen,“ schloß er, „und ich hoffe, daß ich dabei nicht an Ihre Hilfe zu appellieren brauche.“ – „Herr General, unsere Wünsche decken sich,“ sagte ich und schob ab. Auf dem Rückwege fiel mir erst ein, daß ich ihn beständig mit Exzellenz hätte anreden müssen, aber schließlich kam darauf wenig an.

Als wir wieder im Friedrich-August-Lager, das nach dem versoffenen letzten Wettiner benannt war, angelangt waren, teilte mir der Kompaniefeldwebel mit, daß er nichts mehr habe, um die Pferde zu füttern. „Keinen Hafer?“ fragte ich. „Ach Herr Kompanieführer,“ sagte er überkorrekt, „Hafer gibt es doch schon längst nicht mehr.“ – „Und Zucker,“ fragte ich weiter, „gibt es wohl auch nicht?“ – „Nein, Zucker haben wir ja nicht einmal genug für die Menschen.“ – „Die alten Römer haben ihre Pferde mit Bohnen gefüttert und überhaupt keinen Hafer angebaut, bis sie es von den {Kicabern???, die in Italien eingebrochen waren, lernten,“ verirrte ich mich aufs historische Gebiet. „Bohnen kriegen wir auch nie genug für unsere Leute,“ berichtete der Feldwebel weiter. „Ja, womit haben Sie denn die Pferde bisher gefüttert?“ – „Nur mit Gras und Kartoffeln.“ – „Na, dann müssen Sie eben damit weiter füttern.“ – „Unser Heu ist alle, und die Pferdeburshen haben alle Kartoffeln, die für die Pferde bestimmt waren, selbst aufgefressen.“ – „Da bleibt nichts übrig, als daß Sie die Pferde auf die Weide treiben,“ schloß ich. Das geschah, aber in den nächsten vierzehn Tagen starben drei Pferde vor Entkräftung. Da dieser Verlust vom Bataillon weiter nach oben gemeldet werden mußte, machte ich den entsprechenden Bericht, legte ihm aber ein Schreiben bei, in dem ich ersuchte, mich von der Sorge für die Pferde zu befreien. Ich hätte keinen kavalleristisch vorgebildeten Unteroffizier oder Feldwebel. Von vornherein hätte ich den Feldwebelleutnant Laux für geeigneter als mich erklärt. Das hätte sich jetzt bestätigt. Es wäre also besser, mich wieder als Gasoffizier, Ordonnanzoffizier und eventuell als Truppenunterrichtsoffizier (Truo) zu verwenden. Das war eine damals von Ludendorff neu geschaffene Einrichtung. Die Truppen sollten durch historischen Unterricht zum Verständnis der politischen Lage erzogen werden. Da man längst auf der Suche nach einem Truo war, wurde meiner Bitte stattgegeben, und Laux bekam nun doch seine Kompanie. Er hatte aber Pech. Bei einem Vorrücken in stockfinsterer Nacht geriet er mit seinen Leuten in ein ehemaliges Waldstück, das Holz suchende Landser nicht völlig beseitigt hatten, indem sie nun die jungen Bäume eine Handhoch übe dem Boden absägten. Auf diese Art wurden aus Bummelai die kleinen Fallen hergestellt. Bei Tage machte man einen Bogen um solche Stellen, in mond hellen Nächten auch. Laux hatte drei Beinverletzte in der ungewöhnlich dunklen Nacht, zwei hatten nur Verstauchungen, der dritte aber, und das war Laux selbst, hatte einen Knöchelbruch und mußte ins Lazarett. An seine Stelle kam ein Leutnant Große, der im Felde einen Hoden verloren hatte und bei jedem Beschuß nervös wurde, weil er den Rest seiner Manneskraft fürchtete. Beigegeben wurde ihm ein Leutnant Segnitz, der aus dem Osten kam, wo er mit meinem Bruder Hans, der inzwischen auch Leutnant geworden war, längere Zeit in Lodz zusammengewesen war. Er berichtete mir, daß Hans jeden Abend ziemlich hoch spielte. Unser Großvater Robert Riemann hatte drei Teufel im Leibe gehabt und jedem von uns drei Brüdern einen vererbt: mir den Saufteufel, Konrad den Weiberteufel und Hans den Spielteufel. Jeder von uns war mit seinem Erbteil durchaus zufrieden und fand das der beiden andern viel bedenklicher. Konrad wurde später von seiner Gattin Liesel gründlich gezähmt, und Hans ging zum intelligenteren Schachspiel über,

spielte allerdings stets auch Lotterie und gewann nie etwas.

Mit Segnitz hatte ich allerhand Erlebnisse. Er war Theologe, war in den Schuldienst gegangen und unterrichtete am Lehrerseminar in Plauen. Die Poesie des alten Testaments hatte ihm im Sinne Herders den Theologen Hermann Gunkel erschlossen. Sein Buch über die israelitische Literatur zitierte Segnitz stets, wenn über Literatur gesprochen wurde. Mein Freidenkertum nahm er sehr tolerant, sagte aber jedesmal, wenn ich ihm etwas bewiesen zu haben glaubte, statt jeder Widerlegung einfach: „Das glaube ich dir nicht.“ Politisch war er ein starrer Konservativer. Er kneipte gern und verstärkte dadurch seine von Natur rote Gesichtsfarbe noch beträchtlich. Da er von kleiner Statur war und leicht jähzornig wurde, nannte ihn ein Leutnant von der uns angeschlossenen Maschinengewehrkompanie einmal „die kleine Feuerkugel“. Da dieser Ausdruck alle Eigenschaften, die Segnitz hatte, sehr glücklich zusammenfaßte, behielt er den Spitznamen dauernd. Die kleine Feuerkugel war eigentlich ein Leipziger Restaurant, dessen sehr altes Wahrzeichen eine explodierende Handgranate war, wie sie im siebzehnten Jahrhundert die Grenadierer zu schleudern pflegten, die danach hießen. In der Leipziger Großen Feuerkugel hat der Student Goethe im achtzehnten Jahrhundert gewohnt.

Mit Segnitz und unserem Unterarzt Märtens lag ich eine Zeitlang in einer Betonbaracke zusammen, die nur von schwersten Kalibern hätte zerstört werden können. Man mußte es vermeiden, sich während der Beschußzeiten weit von dem Bau zu entfernen. Wenn man sich drinnen hielt, war man ziemlich sicher. Der Unterarzt, der fast gar nichts zu tun hatte, vertrieb sich die Zeit damit, Kreuzworträtsel herzustellen, die wir dann lösen mußten. Nun pflegte ich vor dem Mittagsschlaf stets die Verse Freiligraths zu zitieren:

*Auf dem Decke der Gabarre
Liegt der Scheik der Christenbunde,
Die erloschene Zigarre
Von Habanna in dem Munde.*

Märtens wollte die beiden ersten Verse in ein Kreuzworträtsel verwandeln, schrieb aber die Anfangsbuchstaben so liederlich hin, daß er sein eigenes t in „liegt“ mit dem a verwechselte und ein mit a beginnendes Wort verlangte. Als wir mit dem a nicht zustandekamen, stellte sich der Irrtum heraus. Seitdem rief Segnitz vor dem Mittagsschlaf immer:

*Auf de Decke der Gabarre
Liga der Scheik der Christenbunde.*

Sehr geistreich war die Unterhaltung meistens nicht, aber immerhin besser, als wenn ich für Skat zu haben gewesen wäre. Dann wäre in der Betonbaracke überhaupt nur Skat gespielt worden, wie das vor und nach unserem Aufenthalt sicher der Fall gewesen ist. Märtens, der gleich nach dem Physikum Soldat geworden war, bildete sich mit dem Enthusiasmus seines studentischen Alters ein, daß hier eine „Freundschaft fürs Leben“ begründet worden sei. Er wurde förmlich melancholisch, wenn Segnitz erklärte, er könne sich nichts Schöneres denken, als daß ich einmal Rektor würde und ihn zu meinem Konrektor machte. Die Sache kam aber ganz anders. 1933 wurde ich aus dem Schuldienst entlassen, aber Segnitz machte in Plauen seinen Frieden mit den Nazis und kam als Schulrat für das gesamte Schulwesen nach Leipzig. Als ich einmal im Ratskeller saß, kam er mit einer Horde von Nazis herein und trat, als er mich erblickte, sofort hinter eine Säule, um aus meinem Gesichtskreise herauszukommen. Peinlicher wurde die Sache für ihn, als er einige Monate später mir und meiner Frau auf dem Dammwege begegnete, der am Wassergott vorüberführte. Segnitz nahm, um jede Begrüßung zu vermeiden, den Kopf krampfhaft nach rechts und zog so an uns vorüber. Er wurde abgesetzt, als die Hitlerherrlichkeit zu Ende war. 1952 kam er im Sommer plötzlich in mein Rektorzimmer in der Leibnizschule. Natürlich empfang ich ihn etwas befremdet: „Nanu? Segnitz? Wie kommst du

denn auf die Idee, mich zu besuchen?“ – „Ich habe nicht etwa einen Wunsch, den du erfüllen sollst,“ sagte Segnitz, „ich wollte dich nur noch einmal sehen und dabei an die Betonbaracke denken.“ – „Dieser Wunsch kommt etwas spät,“ erwiderte ich. „1933 hast du dich im Ratskeller hinter einer Säule versteckt, als du mich dort sitzen sahst. Das habe ich darauf geschoben, daß du ein paar Braunhemden bei dir hattest und dich nicht kompromittieren wolltest. Aber als du mir dann am Wassergott ganz allein begegnetest, hast du dir fast den Hals abgedreht, um krampfhaft nach den andern Seite zu gucken.“ – „Ich glaube, du täuschst dich,“ antwortete Segnitz, „von dem allen weiß ich nichts. Aber sicher werde ich unsere Tage in der Betonbaracke niemals vergessen. Ich habe dich wiedergesehen. Lebe wohl!“ Damit ging der Greis, in den er sich verwandelt hatte, ab. Eine Freundschaft fürs Leben hatte sich also nicht zwischen uns entwickelt.

Immerhin haben wir manches Humoristische zusammen erlebt. Dazu gehört auch die Notwendigkeit, plötzlich zehn Dutzend Eiserne Kreuze an unsere Landsturmlaute zu verteilen. Wir hatten einen Unteroffizier aus Leipzig bekommen, der vorher Komiker im Battenberg-Variété gewesen war. Einen ungewollten Lacherfolg erzielte er, als er auf dem Marsche einige braungewordene Häufchen für „verdorbene Makkaroni“ erklärte. Seine eigenen Leute belehrten ihn, daß es vielmehr naß gewordene Pulverblättchen seien. Dann fragte er mich, was eigentlich Pofa heiße. Ich sagte: „Pofa ist eine Abkürzung für den Hügel vor dem Orte Pontfaverger.“ Darauf rief er meine Leute zusammen und teilte ihnen das soeben Gehörte mit wichtiger Miene mit. Sie riefen: „Na ja, und? Das wissen wir doch lange.“ Spott erregte er auch, als er versicherte, ihm werde auf der Treppe, die in den Unterstand führte, jedesmal übel, und er werde eines Tages dabei umfallen. Hierüber denke ich heute allerdings anders, da ich weiß, daß die Koronarsklerose, die bei alten Biertrinkern sehr häufig ist, gewöhnlich beim Treppensteigen zuerst bemerkbar wird. Damals hielt ich es einfach für Drückebergerei. Als dieser Unteroffizier einmal für einen erkrankten Vizefeldwebel sechzig oder achtzig Mann nachts zum Schanzen vorzuführen hatte, machten ihn seine Leute darauf aufmerksam, daß der Rückmarsch unbedingt vor acht Uhr morgens angetreten werden muß, weil von acht bis neun gewöhnlich die Artillerie auf der ganzen Linie feuere. Er muddelte aber bei der Prüfung der geleisteten Arbeit trotzdem so lange herum, bis glücklich der Beschuß einsetzte, der aber diesmal zu ganz ungewohnter Stärke answoll. Der Unteroffizier verlor seine Angst vor dem Treppensteigen und flüchtete mit der ganzen Abteilung in einen tiefen Unterstand. Sie wurden aber sofort von Pionieren wieder herausgeholt, die jedem ein halbes Dutzend Handgranaten in die Hand drückten und die Leute dann oben zwischen Drahtverhau und Graben aufstellten. Der Artilleriebeschuß hörte plötzlich auf, und die französische Infanterie flutete heran. Die Landsturmlaute waren grün und blau vor Angst, aber weniger von den Franzosen als von den Handgranaten, die sie werfen sollten. Jeder wollte „das gefährliche Zeug“ so rasch wie möglich los sein und warf eine Handgranate nach der andern, ehe die Franzosen überhaupt nahe genug herangekommen waren. Durch diese Hunderte von explodierenden Handgranaten entstand ein solcher Höllenlärm, daß die Franzosen entsetzt zurückfluteten. Der Angriff kam ins Stocken und wurde schließlich abgebrochen. Drei Tage später bekamen wir hundertundzwanzig Eiserne Kreuze zweiter Klasse vom Divisionskommando „für die tapferen Landsturmlaute, die einem Feuerüberfall durch die feindliche Artillerie und dem nachfolgenden Infanterieangriff mit solcher Entschlossenheit die Stirn geboten haben, daß der Feind in voller Auflösung zurückgegangen ist.“ Wir hatten gar keine hundertzwanzig Helden vorrätig und hatten große Mühe, die Auszeichnungen an den Mann zu bringen. Natürlich konnte der Komiker vom Variété, der die Führung gehabt hatte, nicht ausgenommen werden. Als er bald darauf wegen seines Herzleidens in die Garnison zurückgeschickt wurde, kam er zum großen Erstaunen aller, die ihn kannten, mit dem Eisernen Kreuz aus dem Felde zurück und konnte uns mit vollem Recht den Miles gloriosus spielen, der bei Plautus behauptet, er habe

einen Elefanten mit dem Schwert in Stücke gehauen.

Wie sehr ich mit meinem Denken seit dem Urlaub wieder in der Schule war, merkte ich eines Tages, als ich mit einem Feldwebelleutnant Hirsch in der Nähe der Daillyferme unterwegs war. Von dieser Ferme war nichts mehr übrig, und von dem auf ihren Resten errichteten Lager nur noch der Eingang zur Mannschaftskantine, während diese selbst durch Beschuß wegrasiert war. Auf der Tür des Eingangs waren folgende Verse kunstvoll aufgemacht:

*Benimm dich genau,
Als ob deine Frau
Hier schalte und walte!
Du kennst deine Alte!*

Hirsch sagte: „Ja, das Benehmen ist das, was wir Feldwebelleutnants am schwersten lernen. Wie benimmt sich denn ein Feldwebelleutnant bei der Offizierberatung? Er steht da einfach neben der Kuh, die schießt, und sagt: ‚Klack.‘ Deshalb nimmt man uns nicht für voll.“ Bei dieser eigenartigen Empfehlung guten Benehmens platzte ich los. Hirsch fuhr unbeirrt fort: „Nun will ich meinen Sohn etwas Besonderes werden lassen. Wenn ich ihn auf die Realschule bringe, kommt er früher zu einem Gehalt. Aber ich denke, wirklich gebildet werden die Menschen doch auf dem Gymnasium.“ Hier blieb ich erstaunt stehen und sagte: „Auf dem Gymnasium? Da stehen doch die alten Sprachen voran, auf dem Realgymnasium die neueren Fremdsprachen, also Englisch und Französisch. Aber wir leben im Zeitalter der Technik, der Elektrizität. Wirklich gebildet im Sinne unserer Zeit wird man nur auf der Oberrealschule. Nehmen wir den ungünstigsten Fall, daß Ihr Junge sich nicht als begabt erweist. Dann kann er immer noch auf Untersekunda mit dem Einjährigen abgehen.“ In dieser Weise dozierte ich noch lange weiter und hatte vergessen, daß ich mich nicht im Lehrerzimmer der Leipziger Leibnizschule, sondern im Kriege auf einer französischen Landstraße befand. Das merkte ich erst, als einige Schritte rechts von uns eine Granate platzte. Ich bekam einen solchen Schreck, daß mir das saure Wasser im Munde zusammenlief, wie das vor einem Hitzschlag passierte, wenn ich mit Beck im Sommer einen anstrengenden Marsch in der Hitze machte. Ich nahm mich zusammen und folgte Hirsch, der links von uns einen kümmerlichen Rest von einem alten zusammengeschoenen Schützengraben mit dem geübten Blicke des Altgedienten entdeckt hatte. Dort warteten wir geduckt, während der Beschuß noch eine ganze Weile weiterging. Hirsch sagte: „Ja, Leutnant Riemann, ich wollte schon lange etwas sagen, aber Sie ließen mich ja gar nicht zu Worte kommen. Wir durften nicht auf der Straße stehenbleiben, sie ist eingesehen. Deshalb hängen überall die Matten aus Rohrstäben. Von denen hat der Wind ein paar weggerissen, und gerade an der Stelle sind wir stehengeblieben. Die Sonne schien auf unsere Achselstücke. Das haben die von drüben gesehen und uns für eine vorgehende Offizierspatrouille gehalten. Sie haben das reine Zielschießen nach uns veranstaltet. Jetzt hören sie auf, weil sie glauben, sie hätten uns erledigt.“ Darauf vollzogen wir einen eiligen Rückmarsch ohne weitere Gespräche über die Lebensziele der höheren Schulen. Als ich am nächsten Morgen in den Spiegel sah, entdeckte ich auf der linken Kopfseite eine weiße Haarsträhne, die ich durch den Schreck bekommen hatte. Eine plötzlich in ein Gespräch hineinhagelnde Granate wirkt ganz anders als eine, auf die man gefaßt ist. Die Fähigkeit, in jedem Augenblick eine Rede halten zu können, hat im Felde ihre Schattenseiten. Bei dem Vormarsche zum Schanzen mußten wir wochenlang eine Stelle passieren, auf der Sperrfeuer lag. Es kamen immer vier Granaten zugleich und warfen nebeneinander die Erdfontänen auf. Sobald man diese Drecksäulen sah, mußte man so rasch wie möglich vorwärtslaufen, um über die Sperrlinie weg zu sein, wenn die nächsten Granaten kamen. Anfangs fanden wir das sehr ungemütlich, aber der Mensch gewöhnt sich schließlich an alles, und ich wollte mich auch bei dieser Gelegenheit unterhalten. Darauf schrie ein Unter-

offizier verzweifelt: „Herr Leutnant, Herr Leutnant, ich kann jetzt nicht zuhören, es ist viel zu gefährlich!“

Zum Schanzen mußte eines Tages auch unser Musikfeldwebel, der die Bataillonsmusik dirigierte. Er kam nämlich vom Urlaub zurück und beklagte sich bitter, daß er überall gefragt worden wäre, warum er kein Eisernes Kreuz hätte. Der Adjutant sagte ihm, wenn jemand zum Eisernen Kreuz eingegeben würde, müsse jedesmal angegeben werden, daß er sich in feindlichem Beschuß tapfer benommen hätte. Er müsse also einmal mit nach vorn. Dazu war er bereit, und ich bekam den Auftrag, ihn dort aufzusuchen und mich von seinem tapferen Verhalten zu überzeugen. Er hatte sich mein Wohlwollen dadurch erworben, daß er im Kasino einmal einen Marsch meines Vaters nach der Melodie Neidhards von Reuental (um 1230) „Maienzeit Bannet Leid“ gespielt hatte. Als ich im Morgengrauen nach dem Musikfeldwebel suchte, fand ich ihn nicht. Am Grabenrand saß aber ein schlafender Mann bei den Schanzenden. Ich legte diesem die Hand auf die Schulter und fragte: „Sagen Sie einmal, warum sind Sie eigentlich hier?“ Der Mann fuhr in die Höhe und entpuppte sich als der Musikfeldwebel, der sich einen Mannschaftsmantel gegen die Morgenkühle geborgt hatte. Er nahm stramm Stellung und schmetterte heraus: „Herr Leutnant, ich führe die Aufsicht.“ – „Mit geschlossenen Augen“ ergänzte sofort aus dem Graben heraus der Landsturmmann Lungwitz, der durch sein dreistes Mundwerk bekannt war. Gleich nach dieser Szene bekamen wir starken Beschuß, und so erhält auch der Musikfeldwebel das ersehnte Eisene Kreuz. Die Landser kannten die Geschichte aber sehr bald alle und pflegten, wenn der Musikfeldwebel sichtbar wurde, zu sagen: „Da kommt der Mann, der das Eisene Kreuz bekommen hat, weil er an der Front geschlafen hat.“ Über die eigenartige Morgenszene haben Lungwitz und ich nach dem Kriege noch einmal gelacht, als ich ihn in einem Chemnitzer Restaurant traf, in dem er als Oberkellner bediente.

Da Henke auch immer dabei war, wenn ich jemand nach vorn mitnahm, kam er eines Tages zu mir und sagte: „Herr Leutnant, kennen Sie Hagedorn von unsern Leuten?“ – „Ja,“ erwiderte ich, „er ist mir von einem früheren Schüler, Davenport, empfohlen worden. Die beiden haben zusammen die Bürgerschule besucht und die dort geschlossene Freundschaft später fortgesetzt, was immerhin ein seltener Fall ist.“ – „Aber Hagedorn ist der feigste Mensch, den ich kenne,“ sagte Henke. „Wenn es nur einmal ein bißchen kracht, stirbt er vor Angst. Er ist als Bataillonsphotograph beim Stabe und ist noch nie zum Schanzen ausgerückt.“ – „Gut, bringen Sie ihn her,“ erwiderte ich. Als Henke ihn hereinführte, sah Hagedorn bereits sehr bleich aus. „Nun, Hagedorn,“ sagte ich, „Sie sollen Henke und mich einmal zusammen photographieren. Wir rücken zu dieser Aktion nach vorn. Dort ist ein riesiges Trichterfeld. Ich setze mich mit Henke in einen besonders großen Granattrichter, und Sie photographieren uns.“ – „Herr Leutnant, ich soll nach vorn? Ich – ich bin kein Held,“ stotterte Hagedorn. „Sie sollen ja gar keine Heldentaten vollbringen, sondern in einiger Entfernung vom Feinde Henke und mich photographieren.“ – „Aber es könnte doch auch dort geschossen werden,“ flehte Hagedorn. „Ich bin wirklich kein Held.“ – „Das hat ja noch niemand behauptet,“ antwortete ich kühl. „Ich weiß gar nicht, warum Sie sich fortwährend gegen diesen Vorwurf verteidigen. Sie müssen übrigens doch noch etwas anderes photographieren, nämlich eine total geschlossene französische Artilleriestellung. Die ganze Besetzung ist bis zum letzten Mann gefallen. Es ist kein alltägliches Kriegsdenkmal, und ich habe dem Herrn Major bereits ein Bild versprochen.“ – „Das ist ja noch gefährlicher,“ stöhnte Hagedorn, auf dessen Stirn der Angstschweiß perlte. „Treten Sie morgen früh um sechs Uhr an, um mit mir und Henke zum Photographieren auszurücken,“ beschied ich ihn kurz.

Er kam am nächsten Morgen und marschierte immer drei Schritte hinter Henke und mir, vermutlich um doch noch zu entrinnen, wenn uns das Verderben ereilte. Sobald er aber die Entfernung zu verlängern suchte, riefen wir ihn an und warteten, bis er nachgekommen war. Wir suchten uns den größten Trichter aus. Als wir schon darin saßen, rief Henke: „Halt, Hagedorn!“

Ich will noch eine große 42 Zentimeter, die nicht explodiert ist, holen und zwischen uns stellen. Oben liegen ein paar solche Blindgänger.“ Er schleppte mit vieler Mühe einen solchen heran. „Herr Leutnant, ich kann keine Aufnahme machen,“ schrie Hagedorn, „mir zittern die Beine und die Hände. Das große Ding da kann doch noch explodieren, und dann sind wir alle drei in Stücken.“ – „Das Ding,“ sagte ich, „explodiert nur, wenn wir darauf schlagen. Wenn wir ihm nichts tun, tut es uns auch nichts. Jetzt nehmen Sie sich gefälligst zusammen und photographieren uns in aller Ruhe! Wenn Sie das nicht tun, nehme ich Sie so lange täglich mit nach vorn, bis eine gute Aufnahme zustande kommt.“ Hagedorn nahm sich zusammen, und die Aufnahme wurde ganz ausgezeichnet. Leider ist sie bei dem Bombardement unseres Hauses am 4. Dezember 1943 ebenfalls verbrannt.

Als wir in der zerschossenen Artilleriestellung ankamen, fragte mich Hagedorn, ob noch Leichen darin lägen. „Nein,“ sagte ich, „die sind alle weggeschafft und begraben worden. Aber wenn Sie lange genug in der Erde herumbuddeln, finden Sie vielleicht noch einen Schädel oder einen Knochen, die liegengeblieben sind.“ Darauf wurde Hagedorn wieder so aufgeregt, daß diese Aufnahme recht mäßig wurde. Das Bild sah verschwommen aus. Auf dem Rückmarsche schlug eine vereinzelt Granate mindestens hundert Schritte hinter uns ein. Henke und ich gingen ziemlich gleichgültig weiter. Hagedorn hopste dagegen wie ein Verrückter und schrie: „Ogotto-gott.“

Lange nach dem Kriege saß ich im Anzuge im Neuen Rathause und hatte mir gegenüber einen Mann, der mir bekannt vorkam. plötzlich sagte dieser: „Guten Tag, Herr Leutnant Riemann!“ – „Nanu, Herr Hagedorn, wie kommen Sie denn ins Rathaus?“ – „Ich will Klosetts verkaufen,“ sagte er. – „So?“ sagte ich lachend, weil mir dieser Beruf sehr zu seinem Marmesmut zu passen schien. „Da müssen Sie zu meinem Kollegen, dem Stadtrat Freytag, gehen, der für den stadteigenen Häuserbau zuständig ist.“ – „Ja, aber ich habe auch ein Anliegen an Sie, Herr Leutnant.“ – „Verschon Sie mich endlich mit dem Leutnant, Herr Hagedorn, diese Episode liegt weit zurück. Sagen Sie einfach Herr Riemann oder Stadtrat, oder was Ihnen sonst Spaß macht.“ – „Darf ich morgen einmal in Ihre Wohnung kommen, vielleicht nachmittags?“ – „Gut,“ erwiderte ich, „da bin ich zu Hause. Reden Sie den Kollegen Freytag aber nicht aus Versehen mit Herr Feldweibel an! Das ist er im Kriege gewesen. Die meisten Menschen schwärmen ja heute wieder vom Militär, wir Sozialdemokraten aber nicht,“ sagte ich und verabschiedete mich. Am nächsten Tage kam Hagedorn sehr aufgeregt zu mir, holte ein langes grünes Formular hervor und sagte: „Herr Doktor, es handelt sich darum, daß jetzt wieder nachträglich Eiserner Kreuze verliehen werden. Ich brauche das wegen der Konkurrenz.“ – „Wollen Sie in den Stahlhelm eintreten?“ fragte ich. „Nein, daran denke ich nicht im Traume,“ versicherte Hagedorn. „Aber es gibt Leute, die mir meine Klosetts nur abkaufen, wenn ich mit einer Kriegsauszeichnung komme. Sonst bekommt die Bestellung ein anderer, der Leutnant gewesen ist, eben ein Stahlhelm oder so etwas.“ – „Hm,“ bemerkte ich, „das ist allerdings nicht wünschenswert. Also ich soll einem Stahlhelm das Geschäft verderben. Aber wie denken Sie sich den Verlauf?“ – „Ich weiß nicht,“ fuhr Hagedorn fort, „ob sich der Herr Leutnant, pardon, ob Sie sich noch daran erinnern, wie Sie Henke und mich mit nach vorn genommen haben. Wir haben Beschuß bekommen, ich wäre beinahe von einer Granate getroffen worden.“ – „Oh,“ sagte ich lachend, „die Szene habe ich nicht vergessen. Es war einer der amüsantesten Vormittage meines Lebens.“ – „Mein Gesuch um nachträgliche Verleihung des EM2 ist ausgefüllt,“ belehrte mich Hagedorn, „es muß nur noch hier am Schlusse von einem Offizier bestätigt werden, daß ich mich unter seinem Befehl im Beschuß bewährt habe. Das kann mir niemand bestätigen als Sie.“ – „Was?“ sagte ich perplex, „Sie haben mir damals andauernd versichert, Sie wären kein Held, und heute soll ich Ihnen bestätigen, daß Sie doch einer sind?“ – „Aber Herr Leutnant,“ flehte Hagedorn beinahe weinend, „Sie werden mir doch die drei Zeilen nicht verweigern? Mein Freund Davenport

hat mir doch gesagt, ich solle mich an Sie wenden, wenn ich in Not wäre, und jetzt bin ich es wirklich. Davenport ist tot, aber Sie haben ihn immer geschätzt, und ich bin doch sein Freund.“ – „Na,“ sagte ich nicht ungerührt, „man soll die Wünsche der Toten achten. Ich glaube, es gibt eine Form, in der ich Ihnen das gewünschte Zeugnis ausstellen kann.“ Ich nahm das Formular, füllte die Stelle aus und las sie ihm vor: „Herr Hagedorn hat sich als Landsturmmann beim Bataillon XIX.24 an der Front vor Pont Faverger im Beschuß unter meinem Befehl genau so benommen, wie ich es von ihm erwartet hatte. Riemann, Leutnant der Landwehr.“ – „Großartig,“ schrie Hagedorn, „vielen Dank!“ Er ergriff eiligst das Formular und zog beglückt ab. Erst in der Nazizeit traf ich ihn wieder im Connewitzer Südholze. Er trug das EK2 und dankte mir nochmals.

Unsere Gemütlichkeit im Landsturmbataillon wurde empfindlich gestört, als der neue Kommandeur, Major Ackermann, eintraf. Er war viel mit Nottrott zusammengewesen, dem er aber in keinem Zuge glich. Beide hatten in Zittau auf dem Bezirkskommando gearbeitet und waren bei Kriegsausbruch zur Brigade Pfeil gekommen, die im Osten vordrang. Dann hatte sich herausgestellt, daß Nottrott wegen seiner geschwollenen Beine weder reiten noch marschieren konnte. Daher hatte man ihn trotz seiner ungewöhnlich hohen theoretischen Kenntnisse nur zum Bahnhofskommandanten in Virzy gemacht. Ackermann hatte bei den Kämpfen der Brigade Pfeil einen Halsschuß bekommen und lange im Lazarett gelegen. Anfangs schien es, daß er die Stimme überhaupt verloren hätte. Dann kam sie wieder, blieb aber sehr schwach. Wenn er längere Zeit sprach, ging er in ein heiseres Flüstern über, und wenn er zornig wurde und die Lautstärke zu steigern suchte, kam nur eine Art krächzen zustande. Wie die meisten Menschen, die einen körperlichen Defekt haben, war Ackermann mißtrauisch. Überall witterte er Nachlässigkeit und Faulheit. Die alten Landsturmlaute fuhr er an, wenn sie nicht stramm genug grüßten. Besonders mißfiel ihm die Angewohnheit der Landstürmer, den Stahlhelm am linken Arme wie einen Maulkorb zu tragen und ihn erst über die Mütze zu stülpen, wenn Beschuß einsetzte. Er versteifte sich auf die Vorschrift, nach der auch einige Kilometer hinter der Front stets der Stahlhelm zu tragen war. Diese Vorschrift beachtete sonst niemand, weil sie sich offenbar weit hinter der Front jemand ausgedacht hatte, der sich einbildete, daß dadurch automatisch die Verluste verringert werden würden. Wenn Ackermann einen zerbeulten Stahlhelm sah, wies er triumphierend darauf hin und behauptete, daß der Mann von einem Granatsplitter getötet worden wäre, wenn er seinen Stahlhelm nicht aufgehabt hätte. Die Abneigung unserer Landser gegen den „eisernen Nachtopf“, wie sie den schweren Helm nannten, war aber durch nichts zu besiegen. Ihr ewiges Lamentieren hatte die Folge, daß wir zwar höchst martialisch im Stahlhelm zum Schanzen ausrückten, aber nicht lange in dieser Kostümierung verblieben. Sobald wir außer Sichtweite des Lagers waren, hingen die Landser die Stahlhelme wieder an die Arme und marschierten mit der Mütze weiter. Wenn wir zurückkamen, wurde der umgekehrte Umtausch vorgenommen, so daß der Major, wenn er an einem Trupp vorbeikam, sich am Anblick der behelmten Häupter erfreuen konnte. Wir befahlen das Versteckspiel natürlich nicht, aber wir sahen es nicht; denn erstens konnten wir nicht alles sehen, und zweitens machten wir es selbst ebenso. Hier fand ich wieder einmal einen Satz Goethes bestätigt, der irgendwo in der „Kampagne in Frankreich“ steht. Er lautet ungefähr: „Der Mensch leidet lieber etwas Gefährliches, als daß er etwas Unbequemes tut.“ Auch in zivilen Lebensverhältnissen habe ich mich dieses Satzes später noch erinnert. Er gilt vom Vorbeigehen an Hauswänden, wenn Dachreparaturen vorgenommen werden, und vom unbekümmerten Überqueren der Straße bei starkem Autoverkehr. Man behauptet gewöhnlich, Goethe gebe so viele Reflexionen, weil ihm vergönnt war, viel zu erleben. Meiner Meinung nach erklärt sich dieser Reichtum vielmehr daraus, daß Goethe sich selbst und andere sehr genau beobachtet hat. Die ältere Erklärung, daß die beständige Selbstprüfung der Pietisten mit Goethe vom religiösen Gebiet auf das weltliche übertritt,

leuchtet mir durchaus ein. Daß man diese Erklärung nur fand, weil man ein möglichst großes Stück des Heiden Goethe für religiöse Einflüsse zu retten suchte, ist keine Widerlegung. Die Aufnahme der „Bekenntnisse einer schönen Seele“ in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ spricht dafür, daß Goethe hier vieles fand, was in seinem Innenleben eine andere Form angenommen hatte, ihm aber doch von Jugend auf vertraut war.

Für solche Gedankengänge wären Judaich und Nottrott zu haben gewesen, Ackermann aber war es gar nicht. Er nannte das „schöne Reden halten, die im Felde ganz überflüssig sind.“ Von Nottrott sagte er sogar: „Eigentlich ist er ein Bücherwurm.“ Da sich die beiden noch schrieben, empfahl mich Nottrott so warm wie möglich. Ackermann war dafür nicht unempfänglich, hegte aber zugleich das Mißtrauen, daß ich auch so ein Bücherwurm sei. Er mußte zwar eine Lagerbibliothek für die Landser einrichten, faßte die Sache aber so auf, daß niemand durch die Zeitungen und Bücher auf verkehrte Gedanken gebracht werden dürfe. Er verkündete uns daher feierlich, daß nicht die „Leipziger Volkszeitung“ ausgelegt werden solle, sondern nur die „Leipziger Neuesten Nachrichten.“ Es wäre schon unangenehm genug, daß einzelne von unseren Leuten sich die „Leipziger Volkszeitung“ schicken ließen, aber im Zeichen des sogenannten Burgfriedens könne man nichts dagegen tun. Das war mir doch eine ungewöhnliche Auffassung; denn ich pflegte mir schon damals die „Leipziger Volkszeitung“ zu borgen, wenn ich sie in den Händen eines Landsers sah. Ackermann ermahnte uns, gelegentlich ein Buch in der Feldebuchhandlung zu kaufen, es aber nicht nach Hause zu schicken, wenn wir es ausgelesen hätten, sondern für die Lagerbibliothek zu stiften. Er ging uns auch mit gutem Beispiel voran, indem er Arzybascheffs Roman „Sanin“ stiftete, von dem allerdings keine verderbliche politische Aufklärung zu befürchten war, sondern nur eine sehr gründliche erotische. Ein alter Sergeant, den ich keineswegs für einen Tugendbold hielt, sagte einige Monate später zu mir: „Alle reißen sich jetzt um „Sanin“. Ich habe es auch gelesen, aber ich verstehe nicht, wie der Herr Major eine solche Schweinerei in die Lagerbibliothek einstellen konnte.“ Gut war es, daß einer von den andern Offizieren die von Buchwald hergestellte Ausgabe des „Simplicissimus“ Grimmelshausens einstellte; ich fand darin die neuesten Forschungen über Grimmelshausens Leben, die ich noch nicht kannte. Später las ich sie gründlich in Könnecks 1926 erschienenen „Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens“, als ich für F. W. Hendel die Monumental-Ausgabe der „Simplicianischen Schriften“ ausarbeitete. 1918 fiel mir nur auf, daß Grimmelshausen den Krieg mehr in der Schreibstube als auf dem Pferde mitgemacht hat, was auch von den meisten Verfassern unserer neuen Kriegsromane gilt. Die Kriegsdichter sind gewöhnlich weniger kampf- als schreiblustig.

Ackermann hatte absolut nichts von Literatur in sich, aber viel vom Garnisonsoffizier. Dahin gehört vor allem sein Herumkorrigieren am Anzuge. Sehr ergötzte es uns, daß er eines Tages im Lager mit nur einer Wickelgamasche herumlief, weil er die andere anzulegen vergessen hatte. Auf dem nächsten Festabend im Kasino wurde dann auch ein Bild gezeigt, auf dem der Major mit der fehlenden Gamasche einen Landser anschnauzte, der vergessen hatte, einen Uniformknopf zuzumachen. Solche Festabende liebte Ackermann aber überhaupt nicht. Beim Skatspiel machte er stundenlang mit, aber gegen zehn Uhr abends sorgte er dafür, daß sich jeder zu seiner Lagerstätte verfügte. Als mich Henke fragte, warum ich jetzt immer so früh nach Hause käme, erwiderte ich: „Weil unser Major ein Philister ist, der seine Leutnants um zehn Uhr ins Bett steckt und die Ordonnanzen auch, so daß man nichts mehr zu trinken kriegt.“ – „Da hat er recht!“ sagte Henke. „Wir mögen ihn ja nicht recht leiden, weil er an allem herummäkelt. Aber Ordnung muß sein, und es gehört sich einfach nicht, daß in so einer schlimmen Zeit, in der jeder schwarz sieht, im Kasino nachts gesoffen und gejohlt wird wie auf dem Jahrmarkt.“ – „Nun fangen Sie auch noch an,“ stöhnte ich, „es langt doch vollkommen, wenn hier einer Moral verzapft. Pfuschen Sie dem Major nicht ins Handwerk!“

Daß einige junge Offiziere sich aus irgendeinem Bauernhause ein Klavier geholt und es im Lager aufgestellt hatten, um in ihren vielen Mußestunden darauf zu spielen, war Ackermann verhaßt. Sobald er das Klavier hörte, kam er herein und fragte den betreffenden Offizier: „Warum musizieren Sie nicht mit Ihren Leuten, wenn Sie sonst nichts zu tun haben? Sie können Ehrenbezeugungen üben, die werden wirklich schlecht genug ausgeführt. Haben Sie Ihre Unteroffiziere im Entfernungsschätzen ausgebildet? Die meisten wissen nicht, ob eine Baumgruppe vierhundert oder sechshundert Meter entfernt ist. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Visiere falsch eingestellt werden. Oder haben Sie Ihre Leute zum Schanzen vorgeschickt, ihnen aber nur einen Feldweibel mitgegeben, damit Sie hierblieben und Klavier spielen konnten?“ So kam er eines Tages auch plötzlich in meine Bude hereingestürzt und sah, daß ich Verse niederschrieb. „Er dichtet,“ krächzte Ackermann, „wahrhaftig, er dichtet!“ Der Major schien das für die blödeste Beschäftigung zu halten, der sich ein Mensch hingeben konnte. Er fuhr dann fort: „Ich muß mich überzeugen, womit Sie überhaupt Ihre Zeit ausfüllen, Leutnant Riemann. Wir haben heute Donnerstag. Bringen Sie mir am Sonnabend einen genauen Nachweis, welchen Dienst Sie täglich geführt haben, aber nicht allgemein, sondern nach Tag, Stunde und Beschäftigung geordnet. Also etwa so: Montag 6-10 Uhr vorn beim Schanzen, 2 bis 4 Uhr nachmittags Maskenrevision beim Stabe usw.“ Damit verließ er mich.

Auf eine solche Forderung war ich nicht gefaßt. Als Truppenunterrichtsoffizier unterstand ich dem Korps, als Gasschutzoffizier der Division, als Ordonnanzoffizier dem Bataillon. Mein Bestreben war natürlich, möglichst viel Zeit für meine französische und deutsche Lektüre herauszuschlagen. Daher redete ich im Kasino beständig über neue Anforderungen des Korps bezüglich des Gasschutzes. Man hörte sich das gottergeben an und war froh, wenn ich davon zu reden aufhörte, weil fortgesetzt in den Anweisungen davon die Rede war, daß sich alle Offiziere am vaterländischen Unterricht beteiligen und beständig um den Gasschutz besorgt sein sollten. Dazu hatte kein Mensch Lust, sondern es bestand ein stillschweigendes Einverständnis, daß wir uns gegenseitig ungeschoren ließen. Nun fuhrwerkte Ackermann mit seinem „Dienstnachweis“ dazwischen. Mit vieler Mühe addierte ich für die Woche dreizehn Arbeitsstunden zusammen und betonte, daß zum Unterricht eine umfangreiche allgemeinwissenschaftliche Vorbereitung gehöre, die überhaupt nicht in Stundenzahlen festgelegt werden könne. Ackermann las meine Meldung durch und sagte dann: „Das genügt nicht. Ich kommandiere Sie außerdem als Zugführer zu Großes Kompanie, die am nächsten beim Stabe liegt. Wenn an Sie besondere Anforderungen im Gasdienst und im Truppenunterricht gestellt werden, melden Sie das in jedem Fall Große, der dann eine Befreiung vom Dienst in der Kompanie für den betreffenden Tag vornimmt und mir meldet.“ Vermutlich war das eine militärisch durchaus richtige Anordnung, aber für mich war sie sehr unbequem.

Der Zufall verhalf mir doch wieder zur literarischen Muße. An dem Tag, an dem ich meinen Dienst in Großes Kompanie antrat, werteten die Franzosen ihre Kriegsphotographien aus und beschossen den Brunnen in Großes Kompanie. Die erste Granate tötete einen Landsturmmann, die zweite schlug in dem Offiziersunterstand, in dem Große und Segnitz mit mir Kaffee tranken. Als die Granate heranheulte, tauchte Segnitz, der ein gewandter Turner war, sofort unter den Tisch und blieb völlig unverletzt. Große erlitt nur ein paar Hautabschürfungen an den Händen. Dagegen bekam ich einen kleinen Granatsplitter ins Gesicht neben dem linken Ohr, das völlig mit Champagnekreide zugemauert wurde, und außerdem fiel ein mächtiger Spiegel, der irgendwo gestohlen war, auf meinen Kopf und zersplitterte, was einige Schnittwunden in der Kopfhaut zur Folge hatte. Ich schrie unwillkürlich: „Nun ist das auch noch hin!“ Damit meinte ich meinen Hinterkopf, der aber durchaus nicht abgerissen war.

„Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.“ (Wenn die Könige rasen, dann büßen das die Achäer.) Die Mannschaft kommt immer am schlechtesten weg. Vor dem Unterstand befanden

sich unsere Burschen. Der Große bekam einen Granatsplitter in den Bauch, während Henke ein von der Granate abgerissenes Balkenstück oder, wie er sich ausdrückte, „ein güllissales Hülz“ an den Kopf flog. Der Unterarzt Märtens kam und beschäftigte sich zunächst mit dem schwerverwundeten Burschen Großen, dessen Transport ins Feldlazarett er Henke übertrug, der darum bat, obwohl sein Kopf bereits anzuschwellen begann. Dann nahm Märtens mich vor und sagte, es stecke nur ein kleiner Splitter darin, den ich mir in der Lazarettstation ohne weiteres herauspflücken lassen könne. Er umwickelte mir aber den Kopf und hängte mir einen Zettel um den Hals, was uns beiden großen Spaß machte. Auf dem Zettel war die Station angegeben, zu der ich gehen sollte. „Jetzt marschiere ich erst einmal durchs Lager und stelle den verwundeten Leutnant aus,“ sagte ich. Märtens, der viel Sinn für studentischen Bierulk hatte, zog eine Weile mit. Das ganze Lager war alarmiert, die alten Landser betrachteten aber unser Benehmen als frivol, und einer sagte sogar: „Jetzt lacht der Leutnant, die Sache hätte aber ganz schlimm sein können. Dann wär er tot, und da lacht man nicht mehr.“ – „Es ist sehr dumm, nicht zu lachen, wenn man davongekommen ist,“ faßte ich meine Lebensphilosophie zusammen, aber der Mann schüttelte nur unwillig den Kopf. Der Stabsarzt empfing mich sehr achtungsvoll, sagte aber etwas enttäuscht: „Achso!“, als er den kleinen Splitter herausholte. Dann bekam ich die übliche Tetanusspritze, um gegen Wundstarrkrampf gesichert zu sein. Den Kalk aus dem linken Ohr konnte der Stabsarzt aber nicht herausholen, sondern sagte mir, ich müsse täglich zu unserem Oberarzt gehen und das Ohr ausspritzen lassen. Es würden auch Gehörstörungen eintreten, aber wahrscheinlich verschwinden, wenn das Ohr frei wäre. Dann marschierte ich zurück in meine Baracke. Die anderen Offiziere waren jetzt sehr nett. Der Oberleutnant Edelmann schickte mir eine Flasche sehr guten Mosel, ein anderer ein weiches Kopfkissen mit Federn, was ich gar nicht mehr gewohnt war. Für vierzehn Tage wurde ich von allem Dienst befreit; denn ich war der erste Offizier, der beim Bataillon verwundet worden war. Daher bekam ich außer dem schwarzen Verwundetenabzeichen auch noch den Albrechtsorden zweiter Klasse, lief also bereits mit drei Orden herum. Die Gehörstörungen waren aber recht unangenehm. Alle paar Minuten hörte ich im linken Ohr ein langes „Tuuuht“, auch nachts, und das hörte erst nach Monaten auf.

Major Ackermann sagte mir, eigentlich hätte ich den Albrechtsorden noch nicht ganz verdient. Ich sollte das gewissermaßen nachträglich tun, indem ich einen gefährlichen Auftrag ausführte. Es habe sich bisher nicht ermöglichen lassen, den vom Kommando der R3-Stellung (dritten Reservestellung) erlangten Schützengraben auf dem Hinterhang des Spitzberges auszuführen. Die zum Schanzen ausgerichteten Trupps wären jedesmal gleich nach Beginn der Arbeit von der Artillerie beschossen worden und hätten zurückgehen müssen. Es gebe aber weiter unten am Spitzberg einen nicht ganz vollendeten Graben. In diesen solle ich mich mit den Mannschaften legen und warten, bis der Beschuß aufhöre. Dann sollten wir herauflaufen und oben schanzen, bis neuer Beschuß einsetzte, und dieses Spiel sollen wir treiben, bis der neue Graben fertig wäre. Die Sache hatte etwas Romantisches, erinnerte an Indianerromane. Daher nahm ich den Auftrag nicht ungern entgegen. Es ging in dieser Nacht allerdings wie verhext zu. Sobald unsere Spaten klirrten, setzte der Beschuß wieder ein, und wir mußten eiligst in den unteren Graben. Ich sagte den Leuten, sie sollen so leise wie möglich hacken und graben; denn der Feind arbeite offenbar mit Abhörapparaturen. Im übrigen wurden wir durch das Herunter- und Hinauflaufen allmählich so müde, daß wir einschliefen, sobald wir wieder unten waren. Wir kamen aber hartnäckig wieder herauf. Und so wurden wir schließlich nach einigen Stunden doch fertig, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Nach dem Rückmarsche begab ich mich zum Major. Dieser sagte mit gewohnter Entrüstung: „Wo kommen Sie denn her? Sie sollen doch dableiben, bis der Graben fertig ist!“ – „Melde dem Herrn Major, daß der Graben befehlsmäßig hergestellt ist,“ sagte ich vergnügt. „Alle Mannschaften sind ohne Verlust zurück.“ „Donnerwetter!“ sagte Ackermann, „Sie erwarten natürlich, daß ich den Erfolg

mit Ihnen begieße. Aber ich bin zu müde dazu. Das will ich aber Nottrott schreiben, es wird ihm Freude machen!“ Also begab ich mich in meine Baracke und feierte das Siegesfest allein, indem ich zwei Flaschen Mouton Rothschild trank. Nach starker Erregung vertrug ich damals besonders viel, während andere Leute dann schon von zwei bis drei Glas betrunken werden. Jetzt gehöre ich leider auch zu dieser zweiten Klasse, die eilig trunken gemacht wird.

1918 machte sich die feindliche Fliegerüberlegenheit schon recht unangenehm bemerkbar. Wir erhielten daher Befehl, unser Lager mit Splittergräben zu durchziehen, in denen man zwar nicht vor Volltreffern, aber doch vor Splintern einigermaßen geschützt war. Um endlich einmal zu lernen, wieviel man den Landsern zumuten konnte, beschloß ich, den Splittergraben hinter meiner Baracke selbst anzulegen. Wir verlangten von unseren Leuten, daß sie in zwei Stunden einen Kubikmeter des zähen Kreidebodens aufhackten und herausschaufelten. Aber ich brachte anfänglich nur in vier Stunden, später in drei einen Kubikmeter fertig, obwohl ich die Übung monatelang fortsetzte. Als es wärmer wurde, hatte ich dabei nur Hemd und Hose an. Dabei nahm mich Ackermann, der es liebte, mit seinem Photoapparat „Schnappschüsse“ zu machen, einmal so auf, daß er gerade auf meine werdende Platte zielte. Das Bild gelang sehr gut. Ich sah darauf dermaßen erdarbeitermäßig aus, daß niemand „Leutnant“ oder „Dr. phil.“ darunter geschrieben hätte. Der Major zeigte die Photographie triumphierend herum. In demselben Aufzuge sah mich einmal ein Landser von einem anderen Truppenteil, der in unserem Lager neugierig herumbummelte. Der Mann schien aber etwas Zersetzungspropaganda zu treiben; denn er sah mir eine Weile zu und bemerkte dann mitfühlend: „Na, du armer Kerl, lassen dich die Schweine auch schanzen, damit sie hinterher in den Graben kriechen können?“ – „Nein,“ erwiderte ich, „ich bin selber eins von den Schweinen und schanze zu meinem Vergnügen.“ Darauf erschrak er und entfernte sich in beschleunigter Gangart. Mein Graben wurde schließlich so lang, daß einmal Württemberger, die in unserem Lager rasteten, ehe sie in die Front rückten, einen ganzen Zug hineinlegten. Als ich kein Gelände zum Hacken mehr hatte, verlegte ich mich darauf, die Stümpfe von gefallenem Kiefern auszuroden, wozu auch eine gewisse Technik gehörte. Man mußte den Boden auf allen Seiten aufhacken, kam auf eine der Flachwurzeln, die von sehr verschiedenen Größen waren, hackte sie ab und setzte das so lange fort, bis die größte Wurzel freilag. Auch diese wurde ausgehackt, und dann packte ich mit beiden Fäusten den Stamm und brach den Rest heraus. Als das einer von unseren Pferdebursten sah, erbot er sich sofort, eines von den Pferden zu holen, eine Kelle um den Baumstumpf zu legen und ihn vom Pferde herausreißen zu lassen. Das lehnte ich aber dankend ab: „Ich mache doch Kraftkunststücke,“ sagte ich. Da sich nunmehr das Gerücht verbreitete, daß ich besonders starke Fäuste hätte, kamen die Landser zu mir, wenn sie irgendeinen Verschluß nicht aufdrehen konnten, und es gelang mir in der Tat oft, ein eingerostetes Gewinde aufzudrehen, wenn dazu mehr Kraft als Geschicklichkeit notwendig war; denn mit der Geschicklichkeit war es bei mir nie weit her.

Bei dem Gespräch mit dem Pferdebursten war Henke dazugekommen und belegte mich mit Beschlag: „Ich möchte den Leutnant doch fragen, wie lange der neue Wahnsinn dauern soll?“ – „Was für ein Wahnsinn?“ – „Der mit den Bäumen und mit dem Graben, der doch nie benutzt wird. Wenn ein Flieger kommt, geht der Leutnant nie hinein, sondern bleibt im Bett, und ich auch.“ – „Ja,“ sagte ich. „Vor Splintern deckt uns meiner Ansicht nach die Balkenwand der Baracke, und einen Volltreffer können wir ebensogut im Splittergraben wie in der Baracke bekommen.“ – „Das weiß ich,“ sagte Henke. „Der Leutnant sagt das ja jedesmal zu mir, wenn Fliegeralarm gegeben wird, und dann bleiben wir beide liegen, weil wir zu faul sind herauszulaufen.“ – „Sie haben die Situation vollkommen begriffen,“ stellte ich fest. „Gar nichts habe ich begriffen,“ erwiderte hartnäckig Henke. „Ich weiß noch immer nicht, wozu der Leutnant einen Graben aushackt, in den er nie gehen will. Weiß der Leutnant auch, daß sich nicht nur die Offiziere über ihn lustig machen, sondern auch viele von den Leuten?“ – „Darauf kann ich keine

Rücksicht nehmen,“ antwortete ich. Es handelt sich hier um Vorübungen zur Humanität. Wissen Sie, Henke, was Humanität ist?“ – „Natürlich nicht genau,“ sagte Henke, „aber ich glaube, das ist, wo man die Leute menschlich behandelt. Das kann der Leutnant so und braucht dazu nicht zu hacken.“ – „Das fragt sich eben,“ fuhr ich fort. „Sehen Sie. Wir haben da neulich einen Textilverkäufer und einen Kunstmaler zum Bataillon bekommen. Sie mußten gleich schanzen, und da bekamen sie schon nach einer Stunde Blasen und schließlich blutige Hände. Wissen Sie, was der Unteroffizier zu den beiden Leuten mit den zarten Händen gesagt hat?“ – „Ja, wir waren ja beide dabei. Er hat gesagt, das wäre nichts, daran werden sie sich gewöhnen. Sie könnten sich deshalb nicht krank melden: Das wäre Drückebergerei. Sie haben aber dann dem Unteroffizier gesagt, er sollte die beiden anfangs etwas schonen und ihnen leichtere Arbeiten geben.“ – „Na, also!“ schloß ich ab. „Als Offizier habe ich die Grenze zur Begünstigung zu finden. Das kann ich aber nur, wenn ich selbst versuche, das Pensum zu erledigen, das wir den Leuten auferlegen. Man kann die Menschlichkeit nur lernen, wenn man zeitweilig etwas von den Leiden der Menschheit auf sich nimmt.“ – „Alles recht schön und gut,“ sagte der skeptische Henke, „und wenn man das so macht wie der Leutnant Riemann, dann wird es eine große Spielerei.“

Leider verlor ich diesen Mentor und Burschen bald darauf, da er wegen eines Nierenleidens in die Heimat geschickt wurde. Es geschah während meines letztenurlaubes, so daß ich nicht einmal gerührten Abschied von ihm nehmen konnte. Geschrieben haben wir uns nicht. Mir fehlte seine Heimatadresse, und er schrieb wohl nicht, weil er dabei stilistische und orthographische Fehler zu machen fürchtete. Was ich in den letzten Monaten des Krieges als Bursche hatte, ließ mich den Verlust Henkes doppelt schmerzlich empfinden. Erst hatte ich einen Bäckermeister. Der sicher zu Hause keinen sauberen Laden hatte. Wenn ich ihm die Kaffeetasse wieder gab, weil noch die Flecken vom Malz oder Rübensaft der vorigen Mahlzeit darin klebten, wischte er die Spuren mit dem Finger heraus und wollte mir die Tasse dann einhändigen. Ich schickte ihn weg, um sie draußen auszuspülen, war aber nicht sicher, daß er viel Wasser dazu brauchte. Wahrscheinlich nahm er dazu draußen einfach die Zunge. Als ich das Ferkel verabschiedete, bekam ich einen Steinbrucharbeiter Wagner, der immer große Trauerränder unter allen Nägeln hatte und auch sonst sehr erdverbunden aussah. Seine Erzählungen vom Herausbrechen des Granits unter Verwendung einer Maschine, deren Schläge man zählte, waren sehr aufschlußreich für einen Menschen, der sich für die Hygiene der Arbeit interessierte. Besonders hörte ich mit Schrecken, daß alle Kollegen Wagners an Löchern in der Lunge litten, die von feinen Steinsplittern hervorgebracht wurden. Bewundernswert, aber doch etwas stumpfsinnig war die Ruhe, mit der Wagner davon redete, daß er noch einmal an durchlöcherter Lunge sterben würde. Es war aber schwer, sich mit ihm zu verständigen. Es brüllte zwar, wie alle Leute, die in großem Lärm zu arbeiten gewöhnt sind, aber er konnte keine ordentlichen Sätze bauen, sondern redete in Bruchstücken, so daß man den Sinn erraten mußte. Daher kam nie ein Gespräch zustande, wie ich es mit Henke geführt hatte. Rührend war Wagners beständige Redensart: „Herr Leutnant, ich mache viel falsch. Sie müssen es mir jedesmal sagen. Sie denken, ich nehme es übel. Das ist nicht so. Ich weiß nur nicht, wie es gemacht wird.“ Leider wußte ich es aber selbst nicht, wenn es sich um Fleckenreinigung, Tellerwaschen, Stiefelputzen oder Ofenreinigung handelte, so daß wir wenig voneinander lernten. Als die Revolution ausbrach, sagte ich zu Wagner: „Na, was fangen wir jetzt miteinander an, Wagner?“ – „Herr Leutnant,“ sagte Wagner in seiner stockenden Redeweise, „die machen alles anders. Der Leutnant kann nichts dabei tun. Ich auch nicht. Bei so was wartet man. In Leipzig schaff’ ich dem Leutnant seine Sachen nach Hause. Dann fahr’ ich weiter. Bei der Kompanie gibt es zum Schluß noch mal Geld. Das sagen alle. Ich bleib’ bei Sie, bis ich mein Geld habe. Gedanken mach’ ich mir keine. Sie hilft das auch nichts.“ Zum klassenbewußten Proletariat gehörte Wagner nicht. Henke würde gesagt haben: „Herr Leutnant, das mußte einmal kommen; denn so ging die Sache nicht weiter. Wenn alles

immer schlechter wird, und schließlich kein Mensch mehr etwas zu fressen hat, dann werden eben die oben weggefegt, die das längst wissen mußten. Das ist recht so, und das freut mich. Wie wir uns hinterher einrichten, ist eine andere Frage. Jetzt müssen wir erst einmal den ganzen alten Schwindel loswerden.“ Vielleicht meinte Wagner dasselbe, aber sagte konnte er es nicht. In ihm lernte ich den passiven Proletarier kennen. Insofern wurde hier auch wieder meine Menschenkenntnis bereichert; denn es gibt sehr viel mehr solche Leute, als die meisten denken.

Major Ackermann war in den letzten Monaten nicht mehr bei uns, sondern wegen einer Verschlimmerung seines Halsleidens abberufen worden. Bataillonskommandeur wurde der unförmlich dicke Hauptmann Damm, ein Textilindustrieller aus Leipzig, aber geboren in Bayern. Er hatte sich in die Etappe, zu der wir trotz unserer gelegentlichen ungemütlichen Erlebnisse noch immer gerechnet wurden, versetzen lassen, weil in der Heimat die Verpflegung immer weiter heruntergesetzt wurde. Auf das „Schwelgen der Etappe“ wurde von Heimat und Front gleichmäßig geschimpft, so daß sich die Sage verbreitet hatte, dort würde alles aufgegessen, was an anderer Stelle fehlte. Gerade deshalb kam Damm zu uns und war sehr enttäuscht, als er die wirklichen Zustände kennenlernte. Auch wir hatten bereits zwei fleischlose Tage in der Woche, und das Bier war so dünn, daß wir schlechten Sekt hineingossen, der aus Flaschen kam, deren Pfropfen aus kleinen Korkstücken zusammengeleimt waren und bisweilen mit dem Korkenzieher stückchenweise herausgeholt werden mußten. Aber wir hatten, da wir den ganzen Krieg hindurch an derselben Stelle am Rhein klebten, wenigstens selbstgebautes Gemüse. Wenn sonst nichts da war, stopfte sich Damm voll Radieschen. Sehr unbehaglich waren ihm die Fliegeralarme. Die Flieger hatten es ja eigentlich weniger auf uns als auf die Front abgesehen, aber wenn sie bei Nachtangriffen an der Front zurückgeschlagen wurden, machten sie allerhand Umwege und warfen vor der Heimkehr ihre „Eier“, wie die Landser die Bomben nannten, bei uns ab; denn sie wollten um jeden Preis ohne die Ladung zurückkehren, und es konnte niemand nachprüfen, wo sie dieselbe gelassen hatten. Als Damm merkte, daß die Flieger gewöhnlich gegen Mitternacht uns auf der Heimreise ihren Besuch abstatteten, legte er sich jeden Abend um 7 Uhr ins Bett. Gab es dann um ½ 12 etwa Fliegeralarm, dann traf der Adjutant ihn im Splittergraben und fragte nach seinen Befehlen. „Ach, so wie immer,“ sagte Damm, „alles in den Splittergraben! Sehen Sie, ich bin vollkommen ausgeschlafen und frisch. Sie müssen sich auch um 7 ins Bett legen!“

Natürlich war es für mich leicht, mich durch Damm wieder völlig zum Stabe zurückbeordern zu lassen, so daß ich nichts mehr mit der Kompanie zu tun hatte, die jetzt Segnitz führte, nachdem auch Große nach Hause geschickt worden war. Ob ich Verse machte oder französische Schriftsteller las oder kneipte, war Damm gänzlich gleichgültig. Er legte nur Gewicht darauf, von seinem Adjutanten oder mir unterhalten zu werden, um die Pausen zwischen den Mahlzeiten zu überbrücken. Im übrigen ließ er die Dinge laufen, wie sie wollten. Die jungen Leutnants spielten auch wieder auf ihrem Klavier; denn etwas Musikliebhaberei war das letzte, was in Damm noch von Geistigkeit übrig war. Also störte er niemand dabei. Auch unsere Gelage nahmen wir wieder auf. Damm schlief ja stets zu der Zeit, in der wie sie abhielten. Aber in unserer Lustigkeit war jetzt etwas Überreiztes, da die militärische Lage von Monat zu Monat bedenklicher wurde.

Als Gerichtsoffizier hatte ich eines Tages die Vernehmung eines Fahnenflüchtigen vorzunehmen. Ein Mann aus Chemnitz, der weder zu den Guten noch zu den Schlechten gehörte, war einem Lazarettzug mit Verwundeten begegnet und einfach eingestiegen, um nach Hause zu fahren. Das kam damals schon sehr oft vor. Die Feldgendarmerie hatte gleich einige Dutzend, die weder Urlaubsscheine noch Krankenscheine hatten, aus dem Zuge herausgeholt und zu ihren Truppen zurücktransportiert. Da gegen den Mann sonst nichts vorlag, war ich von vornherein entschlossen, es nicht aufs äußerste kommen zu lassen, sondern irgendwie den Ausweg der

Milde zu öffnen. Auf meine Frage, was er eigentlich getan und gewollt habe, erfolgten ziemlich wirre Antworten. Ich sagte: „Nun, Sie haben sich wohl nach Weib und Kind geseht?“ – „Kinder habe ich nicht,“ antwortete er störrisch, „und Frau, das ist schon die richtige!“ – „Wieso?“ – „An einen Unteroffizier hat sie sich gehängt,“ schrie der Mann mit schwellender Zornader, „ich hab’s gehört, und da frag’ ich das freche Weibsstück, das neben uns wohnt, und was spricht die? Natürlich käme der Unteroffizier beinahe alle Abende, und zu ihr käme auch einer, spricht sie, und was wir uns einbilden. Ob wir in Frankreich etwa allein schlafen? Und ihr Mann, was hat der gesagt? Der läßt sich alles gefallen. Der sagt, er könne tun, was er will, und sie, was sie will, und sie hätten den Krieg nicht angefangen.“ – „Sie halten das aber nicht für recht?“ forschte ich weiter. „Ich lasse mir das einfach nicht gefallen,“ schrie er. „Meine Frau gehört mir, und da darf kein anderer heran, und was ich in Frankreich mache, das geht meine Frau überhaupt nichts an, und den Krieg bin ich schon lange leid!“ – „Einen Augenblick!“ sagte ich. „Gefreiter, schreiben Sie ins Protokoll:

Auf Befragen, was er in dem Lazarettzuge gewollt habe, gibt der Landsturmmann an: Meine Frau hat, wie ich bei meinem letzten Urlaub vor sechs Monaten erfahren habe, ein Verhältnis mit einem Unteroffizier, der sie fast jeden Abend besucht. Als ich den Lazarettzug sah und von den Verwundeten hörte, daß er nach Sachsen fuhr, dachte ich an meine Frau und den Unteroffizier. Sinnlos vor Wut bin ich in den Zug gestiegen, um die beiden beieinander zu treffen und den Kerl zum Hause hinauszuprügeln. So bin ich gefahren, bis die Feldgendarmerie mich herausholte, und da habe ich erst darüber nachgedacht, was ich eigentlich getan hatte.

Wenn Sie das Protokoll als richtig anerkennen, schreiben Sie Ihren Namen darunter,“ sagte ich zu dem Landsturmmann. „Ich weiß nicht recht,“ sagte er etwas zögernd, „mit dem, was ich dachte, da bin ich mir nicht klar.“ – „Das steht ja drin,“ sagte ich, „erst heißt es ‚sinnlos‘, und dann, daß sie zu spät nachdachten.“ – „Ja, dann unterschreibe ich,“ sagte er und setzte seinen Namen darunter. Darauf verfügte die Division, das Verfahren wegen Fahnenflucht sei einzustellen. Und der Mann wegen unlauterer Entfernung von der Truppe vom Bataillonskommandeur zu bestrafen. So kam er mit einer geringfügigen Arreststrafe davon, statt erschossen oder zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt oder wenigstens zu einer Strafkompagnie versetzt zu werden. Wenn aber Ackermann oder Nottrott von dieser Art der Vernehmung gehört hätten, würden sie dieselbe keineswegs gebilligt haben. Sie hätten vielmehr gesagt, meine unangebrachte Milde untergrabe die Disziplin und ich sei mitschuldig, wenn der Krieg verloren ginge.

Die Disziplin lag allerdings bereits in den letzten Zügen. Als Truo hatte ich fortlaufend über die Stimmung der Mannschaft Bericht beim Korps einzuziehen, wo dieselben von einem Hauptmann bearbeitet und zusammengefaßt wurden. Der Hauptmann war einer von denen, die nie aus der Bedenklichkeit herauskommen. Er war stolz darauf, damals nach zehnjähriger Ehe endlich einen Sohn bekommen zu haben, aber die andern Offiziere machten sich darüber lustig und sagten: „Ja, jetzt bekommst seine Frau Kinder, wie er nicht zu Hause ist.“ Natürlich wußte der Hauptmann, daß die Landser sämtlich den Krieg und den Hunger leid waren und Tag und Nacht schimpften. Noch viel besser aber wußte er, daß die oberste Heeresleitung unbedingt günstige Berichte von ihm haben wollte; denn Ludendorff trieb eine Vogelstraußpolitik. Er wollte in seinem Draufgängertum durch Erfolg des Truppenunterrichts, der er angeordnet hatte, fortwährend bestärkt werden. Der Hunger und die Unzufriedenheit sollten aus der Welt geredet werden. Die Truos waren Beschwichtigungsoffiziere. An ihnen lag es, wenn die Stimmung sank. Als ich einmal mit einem großen Schanztrupp vorrückte, machten wir unterwegs Rast. Sofort fingen die sämtlichen Landser an, über ihre rasche Ermattung zu klagen, und schimpften wie die Rasenden über die schlechte Verpflegung, über den Hunger zu Hause, über das Abmagern ihrer Weiber und Kinder und über die hohe Löhnung der Offiziere. „Für die kann der Krieg natürlich hundert Jahre dauern,“ schrien sie erbost. Ich hörte mir das in aller Ruhe noch eine halbe Stunde

an. Dann trat ich unten ein und rief: „So, jetzt haben Sie Ihrem Herzen einmal gründlich Luft gemacht! Aber nun wird keinen Augenblick mehr geschimpft. Eine halbe Stunde reicht. Länger dulde ich es nicht. Wir marschieren weiter!“ Darauf trat ein verdrossenes Schweigen ein.

Am nächsten Tage mußte ich meinen Bericht über die Stimmung der Mannschaft für den Hauptmann beim Korps schreiben. Unter dem Eindruck des Erlebnisses auf dem Vormarsch schrieb ich: „Die Stimmung unter der Mannschaft ist etwas gesunken. Die Leute wissen, daß die Verpflegung in der Heimat ungesichert ist. Das kann man von der Feldverpflegung natürlich nicht sagen, aber sie wird zu einförmig empfunden. Meiner Meinung nach wird sich die Stimmung sofort wieder heben, wenn etwas mehr Abwechslung in die Verpflegung gebracht wird.“ Pessimistisch kann man diesen Bericht sicher nicht nennen. Er war noch viel zu optimistisch. Aber ich bekam ihn sofort zurück mit dem Vermerk: „Wenn die Stimmung wirklich gesunken ist, dann ist das die Schuld des Truppenunterrichtsoffiziers, der für die Stimmung verantwortlich ist. Er hat sofort für die nötige Aufklärung der Mannschaft zu sorgen und nach vierzehn Tagen über den Erfolg zu berichten.“ Darauf setzte ich einen Aufklärungsabend an und hielt einen Vortrag über das Schicksal Deutschlands nach einem verlorenen Kriege. Erst dann würden die Menschen merken, was wirklich Hunger ist. Zur Beweis gab ich Berichte über das Aussterben der Irländer unter der englischen Herrschaft. Sie hatten massenweise auf der Straße gelegen, Grasbüschel im Munde, zu Skeletten abgemagert. Als ich fertig war, schloß ich den Abend, trat aber auf eine Gruppe der Hinausgehenden zu und fragte: „Na, war das Essen heute besser als gestern?“ – „Ja, etwas besser war's,“ brummte einer. „Na, da ist man doch gleich in besserer Stimmung,“ fuhr ich fort. „Ja,“ rief ein anderer, „wenn wir mehr zu fressen kriegen, ist die Laune besser.“ Darauf verfaßte ich folgenden Bericht; „Der Truo schilderte in einem längeren Vortrage Not und Elend, die nach einem verlorenen Kriege eintreten. Insbesondere ging er dabei auf die Aushungerung der Irländer durch die erbarmungslosen Engländer ein. Die Leute zeigten Verständnis und begriffen, daß es falsch ist, über die einförmige, aber ausreichende Verpflegung zu jammern.“ Darauf bekam ich das preußische Verdienstkreuz mit dem Vermerk „für erfolgreiche Aufklärungsarbeit unter der Mannschaft.“ Es war der vierte und letzte Orden, den ich im Felde erhielt. Leicht ist es mir nicht geworden, ihn zu bekommen.

Ludendorff hatte eben keine Ahnung davon, was eine wirkliche Aufklärung ist. Sie kann überhaupt nur dann dauernde Erfolge erzielen, wenn sie irreführte, über ihre eigenen Interessen verblendete Menschen aufklärt, wie das Marx, Engels, Lenin, Stalin, Bebel und Liebknecht getan haben. Der Truppenunterricht aber sollte das gerade verhindern. Das sehr anschauliche Beispiel der russischen Oktoberrevolution 1917, die rote Fahne der sowjetischen Botschaft in Berlin nach dem Frieden von Brest-Litowsk 1918, das Hungerelend in Deutschland waren Tatsachen, die zum Nachdenken unmittelbar anregten und nicht aus der Welt geredet werden konnten. Glücklicherweise kam ich wenigstens um den Eintritt in die Vaterlandspartei herum, da ich gerade auf Urlaub war, während die andern Offiziere unseres Bataillons geschlossen beitraten. Als ich wiederkam, redete man kaum noch davon. Man beschäftigte sich mit den Ereignissen im Felde. Der Krieg war in ein fieberhaftes Stadium eingetreten. Was im Osten nicht mehr gebraucht wurde, warf Ludendorff nach dem Westen und unternahm eine Offensive nach der andern, um noch vor dem Eintreffen der Amerikaner entscheidende Erfolge zu erzielen. Das mißlang überall. Der Wahn, daß die Unterseeboote das Herüberkommen der Amerikaner verhindern könnten, war gründlich widerlegt. Die Amerikaner setzten ungeheure Massen von Tanks ein, mit denen sie die deutschen Linien niederwalzten. Ihre Flugzeuge griffen in drei Etagen übereinander an. Das Verhältnis der deutschen Flugzeuge zu den amerikanischen war an einzelnen Stellen der Front bereits eins zu fünfzehn. Verluste konnten den Amerikanern mehr oder weniger gleichgültig sein, da ihre Stärke täglich wuchs. Die deutschen Verluste konnten dagegen überhaupt nicht mehr aufgefüllt werden. Man war bereits bei so jugendlichen Jahrgängen

angekommen, daß der Spottvers umlief:

*Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
Jetzt zieht man schon die Kinder ein!*

Sie kamen auch in die Landsturmbataillone, und man sah nicht selten einen Landsturmann, der an jeder Hand einen solchen Knaben hatte und in den Graben führte, in dem sie sich mit entsetzten Augen umsahen. Zum Teil waren die Jungen halb verhungert, zum Teil waren sie hohe Löhne mit verfrühten Ausschweifungen gewöhnt. Begeisterte Kämpfer waren recht selten darunter. Die alten Soldaten sagten: „Der neue Ersatz taugt nichts. Die jungen Kerle stehen nicht, sondern laufen davon. Verdenken kann man es ihnen übrigens nicht. Sie sagen, wir hätten schon etwas von unserem Leben gehabt, aber sie nicht. Sie wollten leben, ehe sie sterben müßten. Das ist schlapp, aber eigentlich haben sie recht. Es ist ja alles nur noch Scheiße!“

Statt immer wieder büffelköpfig anzurennen, hätte Ludendorff auf die deutsche Grenze zurückgehen und einen zähen Verteidigungskampf um den eigenen Boden führen müssen. Das im Aufklärungsunterricht den Mannschaften klarzumachen, wäre eine sehr leichte Aufgabe gewesen. Aber die oberste Heeresleitung dachte nur an Reservestellungen, die sehr dicht hinter der bisherigen Front lagen, soweit sie nicht nur auf dem Papier vorhanden waren. Auch aus diesen wollte Ludendorff immer wieder vorbrechen; denn in allen militärischen Lehrbüchern stand: „Auch die Verteidigung kann nur erfolgreich sein, wenn sie offensiv geführt wird.“ Ein schöner Grundsatz, aber wenn nun zur Offensive keine Kräfte mehr da sind, was dann? In diesem Falle muß man einsehen, daß man den Krieg verloren hat. Man muß Frieden zu schließen versuchen. Diese Meinung durfte kein Mensch äußern. Sie galt nicht erst 1945, sondern schon 1918 als landesverräterisch. Man wies sie mit den schönen Worten zurück: „Das Wort Kapitulation steht nicht im Katechismus des deutschen Soldaten.“ Übrigens müssen wir, nachdem wir das Jahr 1945 erlebt haben, heute zugeben, daß man 1918 zwar nicht rechtzeitig, sondern zu spät nachgegeben, aber doch nicht bis zum letzten Backstein der Reichskanzlei gekämpft hat. Diese Steigerung bis zum offenkundigen Irrsinn war Hitler vorbehalten. Den dazu nötigen vaterländischen Unterricht hat Goebbels erteilt.

Ludendorff wollte Mitte Juli 1918 beiderseits von Rheims angreifen, also da, wo wir lagen. Diese Absicht war dem Feinde durch die unglaubliche Redseligkeit der Urlauber genau bekannt. Ich war damals auf Urlaub in Leipzig und hörte an jeder Straßenecke die Frage: „Wann geht es von Rheims los?“ Die Spione haben das natürlich auch gehört. Als ich zurückkam, roch die Luft schon von Charleville an nach Gas. Ich wurde sofort vom Bataillon nach der Versprengtensammelstelle in Bethéniville geschickt. Da ich die Leute zu ihrem Bataillon zurückzuschicken hatte, kam es mir sonderbar vor, daß ich keine Karte mit den Orten bekam, an denen diese Bataillone eingesetzt werden. Ein höherer Offizier, der vorübergehend da war, sagte mir, ich müßte durch geschickte Fragen selbst die betreffenden Orte feststellen. Die von mir gewünschte Karte bekämen nur Stabsoffiziere. Über diese Art von Organisation war ich einfach entsetzt. Der Grund war offenbar der, daß man fürchtete, der Feind könnte in eine Versprengtensammelstelle eindringen, die Karte erbeuten und auswerten. Die Folge war aber die, daß die Versprengten, oft sehr zweifelhafte Elemente, einfach frech wurden, wenn ich ihnen nicht sagen konnte, wo ihr Regiment sich befand. Sie schrien dann etwa: „Seit vier Stunden renne ich herum und suche meine Abteilung. Wenn ich weiter rückwärts will, sperrt mir die Feldgendarmerie den Weg und treibt mich ins Kampffeld. Dann komme ich hierher und kein Mensch kann mir sagen, wo ich hingehöre.“ Ich antwortete mit der Gemütsruhe, die man sich im Felde rasch angewöhnt: „Schließen Sie sich irgendeiner zum Kampf vorgehenden Abteilung an. Da wird Sie kein Mensch zurückweisen.“ – „Ich habe aber seit zehn Stunden nicht gegessen,“ brummte der Mann. „Hier haben Sie einen Teller und einen Löffel,“ sagte ich. „Gehen Sie quer über die

Straße in die Verpflegungsstation. Da bekommen Sie alles.“ Dann zogen die Leute knurrig ab. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß viele auf diese Weise, nachdem sie sich von ihrer Abteilung losgemacht hatten, von einer Versprengtensammlung zur andern zogen und sich etwa alle drei Stunden den Bauch vollschlugen. Abzustellen war aber dieser Unfug nicht.

Unter den Gästen fiel mir ein Arzt in nagelneuer Uniform auf. Ich fragte ihn, woher er käme, und bekam die Antwort: Ich bin landsturmpflichtiger Hilfsarzt und komme unmittelbar aus Berlin, wo ich noch vorgestern meine Zivilpraxis ausgeübt habe.“ – „Bis Bethénville sind Sie schwerlich gefahren,“ erwiderte ich. „Doch!“ sagte er stolz. „Ein Munitionsauto hat mich von Charleville mitgenommen. Ich habe nämlich einen sehr großen und schweren Koffer. Er steht dort drüben auf dem Acker. Da hat das Munitionsauto mich und meinen Koffer abgesetzt. Können Sie mir sagen, was nun aus dem Koffer werden soll? Ich kann ja zu jeder beliebigen Abteilung stoßen. Aber wo kommt der Koffer hin?“ – Ich unterdrückte mein Lachen und sagte ernst: „Da kann ich Ihnen nur raten, wenn der Krieg alle ist, einmal nachzusehen, ob der Koffer noch auf dem Acker steht.“ – Der Arzt stierte mich an und sagte: „Sie haben also kein Auto für den Koffer und mich?“ – „Nein,“ erwiderte ich. „Sie befinden sich in einer Schlacht, und da ist keine Gepäckbeförderung möglich. Hier haben Sie erst einmal einen Teller und einen Löffel. Gehen Sie in die Verpflegestation gegenüber und essen Sie zu Mittag!“ – „Wie soll ich denn das machen?“ fragte er. „Das ist doch nicht weiter schwierig,“ erwiderte ich. „Ich würde Ihnen raten, den Teller in die linke und den Löffel in die rechte Hand zu nehmen.“ Darauf wurde er wütend und schrie: „Es ist ein Skandal, wie man hier behandelt wird. Ich werde das weiter oben melden.“ – „Tun Sie das,“ sagte ich seelenruhig. „Mein Name ist Leutnant Riemann vom Landsturmbataillon XIX.24.“

Allmählich kam ich zu der Überzeugung, daß der Leiter einer Versprengtensammelstelle, wenn er keine Karte hat, nur die Funktionen eines Verpflegungsunteroffiziers ausübt. Aber es kam auch ein Leutnant, den ich kannte, und der aus irgendeinem Grunde nach hinten mußte. Ich fragte ihn: „Was ist eigentlich los? Ich sehe zwar aus diesem Fenster sehr viele von unseren Granaten platzen, aber von drüben kommt nur ganz selten eine. Geht der Angriff so rasch vorwärts?“ – „Die Feinde müssen etwas gewußt haben,“ sagte er. „Die Gräben sind vollkommen leer. Wir haben ungeheure Munitionsmassen nutzlos auf leere Gräben geschleudert. Der Feind hatte sie geräumt und sich auf rückwärtige Verteidigungsstellungen zurückgezogen. Ich war in der feindlichen Stellung, habe aber nur einen englischen Rasierapparat erbeutet. Er ist allerdings wundervoll, so etwas gibt es bei uns überhaupt nicht.“ – „Das ist ein schwacher Erfolg,“ sagte ich. „Jetzt kommt unfehlbar der Gegenangriff; denn wir haben unsere Munition verschossen, und die drüben haben ihre geschont.“

So kam es in der Tat. Wir wurden vom feindlichen Artilleriefeuer, das wir nicht mehr recht erwidern konnten, so sehr bedrängt, daß wir einen eiligen Rückmarsch bis hinter die Aisne antreten mußten. Dabei sprengten wir alle Unterstände, die wir in den letzten beiden Jahren mit riesigen Kosten angelegt hatten. Den Landsern machte es großen Spaß, geballte Handgranaten hineinzuzwerfen, bis die Gänge krachend zusammenfielen. Die ganze Sinnlosigkeit des Krieges kam mir dabei anschaulich zum Bewußtsein. Vielen Landsern aber auch. Es wurde alles Mögliche vernichtet, so die nagelneuen Lettern einer Druckerei in Charleville. Auch Mehlvorräte wurden einfach gesprengt, und es ging rückwärts, immer rascher rückwärts.

Auf dem Rückmarsch ging uns der Wein aus. Wir hörten aber, daß in einem Proviantdepot, das in Räumung begriffen war, noch Wein zu haben war. Also begaben sich dorthin der Oberleutnant Hörnig von der Maschinengewehrkompanie, ein lustiger Rheinländer, der im Zivilberuf Ingenieur bei Krupp war, und ich. Wir hatten uns angefreundet, weil Hörnig sehr gern französische Bücher las. Er war jahrelanger Abonnent der „Edition Nelson“, die zu sehr billigen Preise monatlich einen Band herausbrachte, der ein neues Werk in gekürzter Fassung enthielt. Man

konnte mit Hörnig sogar über Maeterlinck reden. Etwas sonderbar kam es mir allerdings vor, daß er im Felde aus der Aussteuer seiner Braut ein mit Daunen gefülltes Oberbett mit sich führte, um warm zu schlafen. Ich hätte nie gewagt, so etwas auf dem Transportkarren unterzubringen. Er hielt es für selbstverständlich. Ich war schon etwas bedenklich, als ich im Kasten für Gasgeräte meine Präparationshefte für den Geschichtsunterricht in der Oberprima unterbrachte. Man konnte die Hefte aber zum militärischen Gerät rechnen, weil ich sie im Truppenunterricht brauchte. Meine Hoffnung, daß sie im Gaskasten vollkommen sicher seien, schlug übrigens gänzlich fehl. Da auf dem Rückmarsch allmählich und mit der Zeit immer schneller und radikaler alles entbehrliche Gepäck weggeworfen oder vernichtet wurde, kam gerade der Gaskasten zuerst an die Reihe, weil nicht nur die Mannschaften, sondern sogar die Offiziere den unbequemen Gasschutzdienst geradezu haßten. Die Folge war, daß ich nach dem Kriege das neunzehnte Jahrhundert vollkommen neu wieder ausarbeiten mußte. In diese Lage bin ich am Ende jedes der beiden Weltkriege gekommen, nach dem zweiten allerdings viel umfassender als nach dem ersten; denn beim Brand des Hauses am 4. Dezember 1943 gingen meine Präparationen für alle Fächer in Flammen auf. Dem Unterricht ist das immer sehr gut bekommen. Wenn ich später einen Kollegen mit vor Alter braun gewordenen Stundenpräparationen wirtschaften sah, habe ich gewöhnlich gesagt: „Wissen Sie, was Ihnen fehlt? Ein gehöriger Hausbrand, der Sie endlich einmal von Ihren längst veralteten Vorbereitungsheften befreit. Eher finden Sie doch nicht aus den alten Gleisen heraus!“ Das fand man natürlich frivol. Stumpfsinnige Menschen finden alles Scharfsinnige frivol.

Hörnig war immer heiter und liebte das Ungewöhnliche so wie ich, ebenso aber auch den Wein. Als wir zusammen im November 1918 in das Proviantdepot kamen, saß dort kein Offizier mehr, sondern nur noch ein Offizierstellvertreter, der sehr melancholisch aussah. „Sie wollen Wen?“ sagte er. „Das tut mir leid. Es ist eben Befehl gekommen, daß kein Tropfen Alkohol ausgegeben werden darf.“ – „Nanu,“ erwiderte ich, „da werden die Leute ja noch schlechterer Laune, als sie ohnehin sind. Wer ist denn auf den Einfall gekommen?“ – „Von wem jetzt die Befehle kommen, weiß ich überhaupt nicht,“ stöhnte der Offizierstellvertreter. „Es ist ja Revolution!“ – „Was?“ schrien Hörnig und ich vollkommen perplex. „Ja, es ist Revolution,“ berichtete der Offizierstellvertreter. „Mir ist jetzt auch alles egal. Ich kann Ihnen sogar eine ganze Kiste Wein geben.“ – „Die können wir nicht transportieren,“ bemerkte ich. „Es ist mir noch lieber, wenn Sie gar keinen wollen,“ sagte der fassungslose Proviantmensch. „Der Kaiser liegt in einem Salonwagen auf der Frankfurter Strecke fest. Ein treu gebliebenes Sturmbataillon verteidigt ihn gegen die Angriffe der wütenden Soldaten. Das war wahrhaftig nicht nötig. Es stimmte ja manches nicht, und man mußte einmal merken, daß wir den Krieg verloren haben. Aber der Kaiser hat doch niemand etwas getan. Das war wirklich nicht nötig!“ In diesem Augenblick erscholl rings um das Haus ein ungeheueres Freudengeschrei, aus dem man die Rufe: „Revolution! Der Krieg ist aus! Alles nach Hause!“ immer wieder heraushörte. „O Gott! Ächzte der Offizierstellvertreter, „jetzt wissen es die Leute auch, und nun ist man seines Lebens nicht mehr sicher!“

Wir verließen ihn mit seinem Seelenschmerz und machten uns auf den Heimweg. Die Nachrichten des Unteroffizierstellvertreters waren nicht alle richtig. Der Kaiser verteidigte keineswegs Krone und Leben auf der Frankfurter Strecke, sondern war kopflos am 9. November abends von Spaa nach Holland geflohen. An der Grenze hatte er mit gewohnter Theatralik seinen Degen einem jungen holländischen Soldaten übergeben, der darüber sehr verdutzt war und nicht wußte, war er mit der Waffe anfangen sollte. Diese Kläglichkeiten erfuhren wir erst sehr viel später, ebenso das Verhalten Scheidemanns, der am gleichen Tage im Reichstagsgebäude einen glücklich ergatterten Teller dünne Erbsensuppe von einem Parteigenossen bewachen ließ, während er ans Fenster trat, vor dem zahllose Menschen nach ihm riefen, und Deutschland zur

Republik erklärte. Dafür bekam er noch einen Rüffel von Ebert wegen Überschreitung seiner Kompetenzen. Deutsche Revolutionäre legen den Hauptwert auf den korrekten Verlauf. Sie sind Beamte. Vorläufig sahen wir die Republik imposanter. A einer Wegkreuzung begegneten Hörnig und ich drei mit Menschen vollgestopften Lastkraftwagen. Jauchzende Soldaten standen darauf und schwenkten rote Fahnen. „Ich glaube,“ sagte ich zu Hörnig, „jetzt geht es über uns hinweg, aber ein großartiges Schauspiel bleibt das auf alle Fälle!“ Die andern Offiziere trafen wir in ratloser Katerstimmung. Der Menschheit ganzer Jammer lag auf ihren Gesichtern. Zunächst war alles stumm. Dann stöhnte der dicke Hauptmann Damm: „Die Verhältnisse werden entsetzlich. Jetzt fängt das Elend erst an. Es wird bald überall knallen.“ – „Das glaube ich nicht,“ erwiderte ich. „Die Leute brüllen, aber sie bringen niemand um. Hörnig und ich sind doch mitten durch sie hindurchgegangen. Natürlich grüßt kein Mensch, aber man beachtet uns überhaupt nicht,“ – „Das meine ich nicht,“ jammerte Damm weiter. „Knallen wird es, weil alle Geschäftsleute Bankrott machen und sich erschießen. Was hat man überhaupt von seinem Leben? Wir haben unser bißchen Geld in Kriegsanleihe angelegt, und die ist nichts mehr wert. Damit kann man die gute Stube tapezieren. Wir haben immer gespart, aber nach dem Essen habe ich ein bißchen Klavier gespielt, und dazu habe ich auch keine Lust mehr. Ich sehe schon, wie wir das Klavier verkaufen, weil wir nichts mehr zu essen haben.“ – „So verkehrt habe ich mein Leben nicht eingerichtet,“ sagte ich. „Gespart habe ich allerdings nicht. Ich habe immer alles ausgegeben und bin fidel dabei gewesen, und wenn jetzt schlechte Tage kommen, habe ich wenigstens bis zu meinem einundvierzigsten Jahre etwas von meinem Leben gehabt.“ – „Der Hauptmann hat aber doch recht,“ sagte der Oberarzt Kaulen. „Der deutsche Reichtum ist dahin. Alle unsere Vorräte sind aufgebraucht, und gerade die Vorräte waren ein wesentlicher Teil des Reichtums. Wir sind ein armes Volk geworden.“ – „Nein,“ erwiderte ich. „Der Reichtum kommt aus der Arbeit, und die wird bald genug wieder anfangen.“ – „Nein,“ sagte der Hauptmann, „die Leute laufen doch herum wie die Verrückten. Das wird in Deutschland noch viel schlimmer sein. Hier hört der Dienst auf, und in der Heimat kriegen wir die Leute nicht mehr an die Arbeit. Eine Revolution bringt nichts als Hunger und Elend.“ – „Glaube ich nicht,“ sagte ich. „Jetzt herrscht natürlich eine Art von Rausch, aber kein Rausch dauert ewig. Wenn er vorbei ist, geht alles wieder an die Arbeit. Ewig konnte der Krieg doch nicht dauern, es mußte eines Tages so kommen. Die Verhältnisse wurden ja täglich schlechter. Verloren war der Krieg seit der Marneschlacht, vielleicht noch früher. Die Partie war von Anfang an ungleich.“ Jetzt wurde der Hauptmann giftig: „Sie fühlen sich immer oben, und wenn irgend etwas Entsetzliches passiert, sagen Sie, das hätten Sie längst gewußt. Aber so viel mehr Verstand als wir haben Sie gar nicht. Sie sind auch nur ein Mensch.“ – „Du willst doch nicht sagen, Riemann,“ fiel Kaulen ein, „daß du im August 1914 das böse Ende hast kommen sehen?“ – „Im August 1914 habe ich zweihundert Mark für pazifistische Propaganda gestiftet,“ sagte ich stolz. Alles war starr vor Entsetzen. Kaulen wurde aber jetzt auch böse: „Das hast du uns nie erzählt, du hast es wirklich lange bei dir behalten! Dabei habe ich dich immer für einen Menschen gehalten, der sein Herz auf der Zunge trägt. Du hast ja auch genug Grobheiten gesagt, wenn du betrunken warst. Aber von den zweihundert Mark hast du nie geredet. Deine Offenheit hat also Grenzen, und da fängt das Versteckte an, das niemand bei dir vermutet.“ – „Es hat keinen Zweck, daß wir uns hier streiten,“ sagte der Hauptmann Hardweck, der noch nicht lange bei unserem Bataillon war. Er dachte streng konservativ und war im Zivilberuf Landgerichtsdirektor. „Was sich jeder von uns dabei denkt, ist schließlich gleichgültig. Die Ereignisse sind ungeheuer, was kommt auf uns an?“ – Aber Sie haben doch sicher auch eine bestimmte Meinung?“ fragte ich. „Eine endgültige kaum,“ antwortete er. „Vorläufig könnte ich höchstens sagen: Wenn der Himmel einfällt, werden die Spatzen tot geschlagen. Ob ich zu diesen Spatzen gehöre, muß ich abwarten.“

In Sedan merkten wir zuerst, daß jetzt der Soldatenrat regierte. Wir mußten bei ihm Verpfle-

gungsscheine holen, wenn wir etwas zu essen haben wollten, und zogen dann mit Löffel und Teller herum wie unsere Landser. Hauptmann Damm war so wütend darüber, daß er überhaupt nichts aß, was kein Unglück war. Andere aber benahmen sich noch viel alberner. Ein näselnder Gardeleutnant kam in den Soldatenrat und sagte: „Sagen Sie mal! Hier soll sich ja so etwas gebildet haben, was man Soldatenrat nennt. Was ist das eigentlich?“ Der Vorsitzende antwortete, ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen: „Du dummes Rindvieh, da könnten wir lange reden, und du verständest doch nichts davon. Für Idioten haben wir keine Zeit. Mach, daß du rauskommst!“ Mit offenem Munde zog er ab. Solche Szenen waren an der Tagesordnung.

Damm war zugleich wütend und voll Angst. Ich fuhr mit ihm auf einem kleinen Pferdewagen. Unterwegs sah ich an einem Bauernhause weißgrüne Fähnchen, die hier aber irgendwelche Lokalfarben einer Gemeinde darstellten. Sofort ging ich hin und kaufte ein solches Fähnchen. Als es am Kutschersitz befestigt war, sagte Damm: „Das kann doch kein gutes Ende nehmen, wenn wir hier die alten sächsischen Farben hissen. Die Leute wollen nur noch rote Fahnen sehen.“ – „Jawohl“, erwiderte ich, aber ich lasse mich nicht gern kommandieren. Daher hisse ich jetzt die sächsische Fahne!“ Als ich nach einiger Zeit einmal vom Wagen herunter mußte, nahm Damm das Fähnchen ab und steckte es in den Wagenkasten. Dann kletterte ich wieder herauf, holte die Fahne aus dem Kasten und steckte sie auf. Damm ächzte: „Sie werden so lange Unfug treiben, bis wir beide vom Wagen heruntergeschossen werden.“ – „Glaube ich nicht“, sagte ich. Es kamen, als wir langsam durch einen dichten Soldatenhaufen fuhren, einige heran und fragten: „Was soll denn die weißgrüne Fahne? Hier gehört doch eine rote hin.“ – „Das geht nicht“, rief ich ihnen zu. „Wenn alles rot flaggt, wird die Dekoration zu eintönig.“ Darauf schüttelten sie die Köpfe und ließen uns weiter fahren. Es gelang mir, die Fahne immer wieder anzubringen. Als wir in Leipzig einfuhren, hatten wir sie an der Lokomotive des Zuges.

Sogar der Bataillonsadjutant Schröder machte sich jetzt über Damm lustig. Als bei dem Zurückströmen der Heeresmassen die Quartiere so rar wurden, daß zwei Offiziere zusammen ein Bett bekamen, packte er Damm und mich zusammen. Der Hauptmann schwitzte aber nachts so fürchterlich, daß er mich mit durchnäßte. Darauf protestierte ich sehr energisch und bekam den Oberleutnant Hörnig als Bettgenossen. Dieser machte mich darauf aufmerksam, daß er an leichten Anfällen von Epilepsie leide und dann wild um sich strample. Ich habe aber nur einmal nachts einen mächtigen Rippenstoß von ihm bekommen. Als ich ihn weckte, entschuldigte er sich und war überhaupt klar bei Verstande. Allerdings machte ich mir Gedanken, wie das bei ihm nach seiner bevorstehenden Heirat werden sollte. Vielleicht war der Ausdruck Epilepsie falsch, und es handelte sich nur um heftiges Träumen eines Hysterikers. Als wir durchs Ahrtal marschierten, überraschte mich Hörnig mit einer wundervollen Flasche St. Petrus, also besten roten Ahrweines. Sie hatte ihn über fünf Mark gekostet. Quer über die Straße war eine Girlande gezogen, an der ein Schild mit der Inschrift hing:

*„Willkommen, tapfere Heldenschar,
Euch grüßt das treue Volk der Ahr!“*

„Der dritte Vers fehlt“, sagte ich zu Hörnig. „Wie muß er heißen“, fragte dieser. „Bezahlt nur alles hübsch in bar!“ vervollständigte ich die Inschrift. Ich kam dann auch mit den Ortseinwohnern ins Gespräch und riet ihnen: „Es hat gar keinen Zweck, daß Ihr für Euren Wein bis acht Mark pro Flasche von uns haben wollt. Das kann fast niemand bezahlen. Nach uns kommen die Franzosen, beschlagnahmen Eure Vorräte und geben Euch höchstens eine Mark für den Liter.“ – „Bange machen gilt nicht“, war die Antwort. „Wenn wir nur eine Mark für den Liter bekommen sollen, saufen wir unseren Wein selber.“ – „Man läßt ihn aber Euch nicht“, warnte ich. Es ist patriotischer, wenn ihr ihn von den deutschen Soldaten austrinken laßt, als wenn ihr ihn für die Franzosen aufhebt.“ Davon wollte „das treue Volk der Ahr“ aber nichts wissen. Aus

der Zeitung ersah ich später, daß ich vollkommen richtig prophezeit hatte, sogar der von mir angegebene Preis stimmte. Aber es ging mir wie Cassandra, die immer richtig prophezeite und nie Glauben fand. Als ich 1945 der Winzerverwaltung in Meersburg die Geschichte erzählte, wurde ich wieder ausgelacht und bekam wieder recht. Nur setzten die Franzosen 1945 bloß fünfzig Pfennige für den Liter an, und das hatte ich nicht vorausgesehen. Comte sagt: „Savoir pour prévoir, et prévoir pour pouvoir.“ (Wissen, um vorherzusehen und vorhersehen, um vorzubeugen). Das ist vollkommen logisch, aber die Affekte schieben sich dazwischen und werfen die Logik über den Haufen. Unter den Quartieren ist mir eins in Belgien in lebhafter Erinnerung geblieben. Hörnig und ich kamen nämlich in ein Nonnenkloster, in dem aber nur drei steinalte und entsprechend scheußliche Weiber hausten. Zwei traten ihre Zelle mit Bett an uns ab. Meine Gastgeberin transportierte mich gesittet hin und ging sofort; an Entbehrungen und Kasteiungen waren sie ja gewöhnt. Die Führerin Hörnigs aber stopfte ihm gesparten Zucker in den Mund und knutschte ihn dann nach allen Regeln der Kunst von oben bis unten ab. Ihr sündhaftes Fleisch war also noch nicht völlig abgetötet. Hörnig berichtete mir das sehr amüsiert, als wir am nächsten Morgen weitermarschierten. Zweifellos hat das die fünfzigjährige Nonne dann vorschriftsmäßig gebeichtet und abgebußt. Vielleicht war es die größte Sensation ihres freudlosen Lebens. In meiner Zelle standen einige Madonnen unter Glasglocken, abscheuliches Machwerk, und an der Wand hingen zwei grellbunte Farbdrucke, die auf den primitivsten Geschmack berechnet waren. Das erste Bild stellte das Sterben des Gerechten dar. Ein frommer Greis blies seine Seele von sich, umgeben von weinenden Angehörigen. Die Seele flog, geleitet von einem Engel, zu Gottvater empor, der noch etwas älter aussah als der Greis und mild lächelte. Auf dem zweiten Bilde aber starb der Ungerechte, ein wüster Kerl mit blitzenden Augen. Vor ihm lag ein mächtiger Haufen Goldstücke, aus dem eine Giftschlange sich züngelnd emporreckte, daneben mindestens ein Dutzend geleerter Burgunderflaschen. Ein Weib, das er offenbar verführt hatte, kniete neben dem sterbenden Wüstling und raufte sich verzweifelt die Haare. Die Seele schwebte auf den Höllenrachen zu, der Engel verließ sie, indem er sich eine Träne aus dem Auge wischte. Im Höllenrachen brodelten Flammen, in denen der scheußlich grinsende Satan auf einem glühenden Stuhle thronte. Unter diesen beiden Bildern habe ich sehr gut geschlafen. Die von den Romantikern verehrte picture sacre (heilige Malerei) ließ mich vollkommen ungerührt. Sie bestärkte mich nur in meiner Hochschätzung Voltaires, der solche Bilder aus den Köpfen seiner Zeitgenossen vertrieben hat. Gerade deshalb wird er noch heute als ein frivoler Verstandesmensch von denen beschimpft, die sich weiter vor Dingen, die es nicht gibt, fürchten wollen. Die Menschheit ist sehr undankbar gegen ihre größten Wohltäter. Die Philosophen und Literaten, die Voltaire oberflächlich nennen, sollten uns erst einmal ihre Gründlichkeit beweisen, indem sie die siebzigbändige Kehler-Ausgabe von Voltaires Werken durchlesen, um zu wissen, was er eigentlich gesagt hat. Aber dazu ist keiner von ihnen bereit. Sie finden es bequemer, hergebrachte Redensarten von der Tiefe des Gemüts herunterzuleiern und sich dafür feiern und bezahlen zu lassen. - In der Eifel gibt es noch heute Dörfer, die einfach Inseln des Mittelalters sind. In Neuendorf bekamen sechs Offiziere zusammen eine Stube ohne Bett im Häuschen des katholischen Pfarrers. Der Geistliche war der dickste Mann des Ortes und hatte eine hochrote Gesichtsfarbe. Er rauchte den ganzen Tag Pfeife, und ich kam bald mit ihm ins Gespräch, als ich fragte, woher er er den vielen Tabak hätte. Er sagte, es sei nur Tabakersatz, den er aus Himbeerblättern herstelle. Sie schmeckten ihm aber erst, seit er auf den Einfall gekommen sei, sie zu salzen. Die meisten Menschen wüßten nicht, daß das nötig sei. Vom Tabakersatz kamen wir auf den Fleischmangel. Er sagte, er habe ein Schaf aufgefüttert, das er Rahel genannt hätte, weil Rahel auf Hebräisch Schaf bedeute. Jetzt sei Rahel schon geschlachtet und aufgegessen, aber ihr Fell diene ihm als Bettvorleger. Er ziehe ein weiteres Schaf auf, das er Lea genannt habe, weil Lea die Schwester Rahels im alten Testament sei. Ich

wunderte mich über seine hebräischen Kenntnisse und erwähnte, daß die meinigen recht unbedeutend seien, warauf er erwiderte, es sei mit den seinigen auch nicht weit her. Darauf redeten wir über Jajin „der Wein“ und Jaje „die Weinsorten“, und vertieften uns in Phantasien, ob die Weine Palästinas wirklich große Unterschiede gezeigt hätten, oder ob es sich nur um Sonnenseite und Schattenseite der Berge gehandelt hätte. Dieses Gespräch hatte eine sehr angenehme Folge. Als wir uns auf dem Fußboden schlafen legten, weil wir kein Bett oder Sofa hatten, kam plötzlich der Pfarrer wieder herein, schleuderte mir ein dickes Schaffell zu und rief: "Halt! Sie schlafen auf Rahels Pelz.“ Ich legte mich sehr dankbar darauf und schlief ausgezeichnet. Es war doch gut, daß mir Spieß in Wiesbaden etwas Hebräisch beigebracht hatte. Am nächsten Tage war Hochamt, feierliche Messe, worauf uns unser Katholik, der Oberarzt Dr. Kaulen aufmerksam machte. Ich sagte: „Gehst du hin?“ - „Selbstverständlich,“ antwortete er. „Dann nimm mich mit!“ rief ich, „Euer Pfarrer hat mich so nett mit Rahels Fell behandelt, daß ich seinem Handwerk Reverenz beweisen muss.“ - „Weisst du auch, wie du dich benehmen mußt?“ fragte Kaulen. „Keine Ahnung,“ erwiderte ich. „Aber ich denke, du stellst dich hinter mich und flüsterst mir zu, wann ich niederknien muß.“ - „Geredet wird bei uns in der Kirche nicht,“ berichtigte mich Kaulen, „aber ich werde dich an der Hosenschnalle nehmen und niederdrücken, wenn es nötig ist.“ Das geschah denn auch. Ich beobachtete mit Interesse, wie der Pfarrer das Meßgewand mehrfach wechselte, während er die verschiedenen Funktionen vornahm, und wie die Messeknaben jedesmal klingelten. Diese Bauernjungen waren wirklich gut abgerichtet und von heiligem Ernst erfüllt. Da mich Kaulen immer rechtzeitig versenkte, bestand der einzige Unterschied zwischen mir und den Gläubigen darin, daß diese die Augen nicht aufzuschlagen wagten, als das Messewunder, die Eucharistie, die Verwandlung in Fleisch und Blut, von dem Magier vollzogen wurde. Natürlich beobachtete ich nicht nur diesen, sondern auch die willenslos ergebenden Gläubigen sehr genau. Von den Entzückungen, die mehr als hundert Jahre früher Tieck und Wackenroder beim Hochamt in der Bamberger Kathedrale empfunden haben, regte sich aber nichts in meiner vertrockneten Monistenseele. Zum Schlusse tauchte der Pfarrer seinen Wedel in Weihwasser und besprengte die wieder auf den Knien liegende Gemeinde. Die anderen bekamen nur einige Tropfen ab, ich wurde aber mit einem ungeheuren Schwapp Weihwasser bedacht. Ob der Pfarrer dadurch meine Bekehrung beschleunigen, oder ob er mir andeuten wollte, daß ich eigentlich nicht in die Kirche hineingehörte, weiß ich nicht. Jedenfalls fühlte ich mich genügend mit Unsterblichkeitsstoff imprägniert, um auch einem plötzlichen Tode auf dem Rückmarsche mit großer Ruhe entgegensehen zu können. Am Nachmittag fragte mich der Pfarrer, ob ich der Zentrumsparterie nahestände. „Gerade das Gegenteil“, rief Kaulen dazwischen, „er ist Fortschrittler!“ - „Um Gottes willen“ sagte der Pfarrer entsetzt, „wie sind Sie denn unter die Juden geraten, und was wollen Sie dort?“ Daß er mit der Benennung seines Schaffells ebenfalls unter die Juden geraten war, schien ihm nicht klar zu sein. Aber das geht mehr Leuten so. Wie man zugleich auf das Alte Testament, das wirkt wie die Epen Horaces, und auf das Neue mit seinem Konventikelgeruch schwören kann, habe ich nie begriffen. Der Geist der beiden Bücher ist unvereinbar. Es ist ein Unterschied wie der zwischen Thomas von Aquino und Karl Marx oder Lenin. Die Gottähnlichkeit des Pfarrers kam mir nicht nur beim Hochamt zum Bewußtsein. Am nächsten Tage kam eine Bäuerin und erzählte vom Tode ihres Mannes. Sie legte dem Pfarrer einen Zwanzig-Markschein hin und bat: „Wir möchten die große Rede und am liebsten von Ihnen und nicht vom Vikar!“ - „Was!“ rief der Pfarrer empört, „der Vikar verkündet wohl nicht Gottes Wort? Wollt ihr dem Herrgott auch befehlen, ob er auf Euren Acker regnen oder die Sonne scheinen läßt? Nimm nur deinen Zwanzigmarschein wieder mit! Gott kannst du nicht kaufen.“ - „Ach Hochwürden,“ stammelte schluchzend die Bäuerin, „wir sind auch mit dem Vikar zufrieden. Tun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie das Geld.“ - „Nun,“ sagte der Pfarrer besänftigt, und steckte das Geld ein, „ich will sehen, was sich tun läßt.“

Aber komme mir nur nicht damit, daß Ihr einfach bestellen wollt, wer von uns am Grabe redet. Das bestimmen wir, nicht Ihr. Vielleicht komme ich selbst.“ Sie dankte beglückt und zog ab. Diese den Protestanten ganz unbekannte Macht des Pfarrers beruht auf der Beichte. Der Pfarrer weiß, wenn er durchs Dorf geht, genau, wer seinen Nachbarn bestohlen oder sich mit des nächsten Weib vergnügt hat. Verschweigt einer wissentlich ein solches Vergehen bei der Beichte oder legt überhaupt keine mehr ab, dann kommt er unweigerlich in die Hölle und nie wieder aus ihr heraus. Also ist der Pfarrer der einzige Mensch, der alles das weiß, was die andern nicht wissen. Darauf beruht seine Macht. Als die Protestanten die Beichtpflicht abschafften, entmachteten sie ihre Geistlichen. Darunter hat dann aber auch der Nimbus der anderen Gruppen der herrschenden Klasse erheblich gelitten. Bisweilen denke ich, daß die meisten protestantischen Pfarrer lieber Katholiken wären.

Die Verpflegung des in ungeheuren Massen zurückströmenden Heeres war seit der Revolution eine sehr schwierige Sache. Wir begegneten auf dem Rückmarsche einem Verpflegungszug, der zur Bedeckung nur einen Leutnant und etwa ein Dutzend Mannschaften hatte. Soldaten eines Sturmbataillons merkten, daß es sich um einen Verpflegungszug handelte, und warfen sich auf ihn. Der Leutnant wollte Widerstand leisten, wurde niedergeschossen - die Verwundung erwies sich später als leicht -, und der Kampf ging weiter. Rechts vom Bahndamm lagen die Verteidiger, links die Plünderer. Die Schüsse, die abgegeben wurden, waren aber nur Schreckschüsse, denn nach dem Leutnant wurde niemand mehr getroffen. Unsere Landsturmeute beteiligten sich nicht an dem Scheingefecht, benutzten es aber, um in den Zug hineinzuklettern und alles zu stehlen, was sie kriegen konnten. Schließlich einigten sich die Plünderer und die Verteidiger dahin, dass der Kampf sinnlos sei, weil der Leutnant außer Gefecht gesetzt sei, und teilten das, was der Landsturm übriggelassen hatte. Dabei fielen ein paar grosse Kisten Zucker in einen Bach und verwandelten sich in Suppe. Das war sehr betrüblich, weil Zucker damals eine Seltenheit war. In der allgemeinen Weltuntergangsstimmung bekümmerte sich aber kein Mensch darum. Jeder dachte nur an sich. Trotzdem brachte es Leutnant Schröder fertig, die Landsturmeute, die das meiste gemaust hatten, dahin zu bewegen, daß sie ihre Beute mit denen teilten, die nichts gemaust hatten, weil sie zu weit vom Kampfplatz entfernt waren. Auf diese Weise erhielt ich ohne eigenes Verdienst drei Dosen Büchsenfleisch, die ich in Leipzig auspacken konnte. Als wir auf unserem Rückmarsche den Rhein erreicht hatten, wurde im Morgengrauen auf großen Fähren übergesetzt. Die Pferde schwammen, von den Burschen am Zügel gehalten, neben den Fahrzeugen. Es war ein sehr malerisches Bild, aber ich dachte mit Trauer, daß ich den Rhein wahrscheinlich nie wiedersehen würde. Zwanzig Jahre später bereitete ich mit meiner Frau eine Reise an den Rhein und durch die Eifel vor, aber der Ausbruch des Hitlerkrieges vereitelte unsere Pläne und bestätigte meine Ahnungen. Erst 1944 sah ich in Meersburg Bodensee und Rhein, aber das war nicht die Landschaft meiner Jugenderinnerungen und der Kriegserlebnisse, sondern eine ganz andere. Unser Marsch führte 1918 vom Rhein durch Hessen, wo wir im Gegensatz zu den armen Eifelbauern reiche Kulaken kennen lernten. Der, bei dem ich mit Hörnig einquartiert wurde, hieß Krautscheid und war ein außerordentlich tätiger Mann. Er knetete an dem Tage, an dem wir ankamen, gerade vierundzwanzig Brote selbst und buk sie. Nebenher arbeitete er noch alles mögliche. Er schien es nicht auszuhalten, auf einem Stuhle zu sitzen. Als er doch einmal einige Minuten dablief, sagte er zu mir: „Herr Leutnant, Sie sehen sorgenvoll aus. Machen Sie sich Gedanken über Deutschland?“ - „Das tut jetzt wohl ein jeder, der nicht in den Tag hineinlebt,“ erwiderte ich. „Nun,“ setzte mir Krautscheid auseinander, „Sie müssen das so ansehen, daß es mit dem Staat geht, wie mit den Familien. Eine kommt in die Höhe, dann hält sie sich eine Weile oben, und dann geht es wieder abwärts, und es kommt eine andere Familie an die Reihe. Deutschland hat jetzt seine beste Zeit hinter sich. Damit muß man sich abfinden.“ Der originelle Vergleich frappierte mich; aber ich hörte am nächsten Tage, warum Krautscheid

auf ihn kommen mußte. Er war Knecht auf dem Hofe gewesen, der ihm jetzt gehörte, und hatte die Erbin, ein idiotisches Frauenzimmer, das kein anderer haben wollte, geheiratet. Der Ehe entsproß aber nur ein Knabe, der jetzt achtjährig war und jedem, der es litt, auf den Schoß kroch, um stumm dazuhocken. Verständliche Laute brachte er nicht hervor; denn er war genau so idiotisch wie seine Mutter. Wenn er einmal auf die Straße kam, liefen die andern Kinder hinter ihm her und verspotteten ihn. Der Vater hatte also allerhand Gründe, darüber nachzudenken, ob seine Familie sich noch im Aufstieg oder schon im Abstieg befand.

In Hessen bekamen wir endlich einen Zug, der unser Bataillon langsam nach Leipzig beförderte; denn auf allen Linien herrschte eine grenzenlose Überfüllung. Die Bahnhöfe hatten immer ein großes Schild, auf dem stand: „Das Abwerfen von Waffen ist verboten!“ Gerade dahin aber gingen die Soldaten, die noch Gewehre hatten, und warfen sie trotzig unter das Schild. Manche riefen dabei: „Da liegt die verdammte Knarre! Nie nehme ich wieder eine in die Hand.“ Gewissenlose Burschen aber hatten ihre Gewehre längst an die Franzosen und Belgier verkauft, ebenso die Munition. Ob damit Nachzügler beschossen wurden, war ihnen ganz gleichgültig. Der Deutsche ist eigentlich wohldiszipliniert, aber wenn sich die Disziplin einmal auflöst, dann geschieht es gründlich. Zwischen Halle und Schkeuditz holte mich Leutnant Schröder zum Lokomotivführer, der ihm erzählt hatte, den Offizieren würden bei der Einfahrt in Leipzig sofort die Achselstücke abgerissen und alle Waffen abgenommen. Wenn sie sich wehrten, würden sie verprügelt. Schröder sagte: „Riemann, du bist der einzige, der rot genug ist, um mit dem Soldatenrat in Leipzig verhandeln zu können. Du hast dich doch auch über Damm lustig gemacht, der seine Achselstücke gleich abgeknöpft hat, als die Sache losging. Seitdem schleppt er sie in der Hosentasche mit und knüpft sie nur an, wenn er mit einem Stabsoffizier zu tun hat. Du mußt jetzt durchsetzen, daß wir mit Achselstücken und Waffen in Leipzig einziehen können.“ – „Wie soll ich denn das machen?“ antwortete ich. Der Lokomotivführer sagte, „Sie können mit mir vorausfahren. In Schkeuditz kopple ich nämlich die Lokomotive ab, damit fahren wir nach Leipzig. Der Zug bleibt so lange in Schkeuditz, bis die Strecke frei ist. Das dauert immer ein paar Stunden. Dann kriegt der Zug wieder eine Lokomotive, meine oder eine andere, das weiß ich nicht.“ – „Und was soll ich dem Soldatenrat sagen?“ fragte ich Schröder. „Ach, das weißt du viel besser als ich. Du hast womöglich alte Bekannte darunter. Die glauben dir, daß wir nur alte Krepel haben, die keinem Menschen etwas tun.“ Ich ergab mich in mein Schicksal und fuhr von Schkeuditz mit dem Lokomotivführer nach Leipzig. Ich traf den Soldatenrat, dessen Vorsitzender gar keinen revolutionären Eindruck machte, sondern eher einem bekümmerten Bürokraten glich und trug mein Anliegen vor. Der Mann sagte: „Die Vorschrift lautet, daß alle Truppen noch auf dem Bahnhof zu entwaffnen sind.“ – „Aber der Landsturm ist doch gar keine Truppe,“ sagte ich. „Unsere alten Papas genieren sich, wenn sie hier wie Sträflinge entwaffnet werden. Ich stehe Ihnen dafür, daß kein Schuß fällt!“ – „Es besteht also keine Gefahr?“ fragte er. „Nein,“ erwiderte ich, „unsere Schneider, Bäcker und Schuster wollen zu ihren Frauen, weiter interessiert sie nichts.“ – „Gut,“ sagte er. „Seien Sie rechtzeitig auf dem Bahnsteig. Ich komme dann mit der roten Fahne und stelle mich an die Spitze des Zuges. So kommen Sie sicher herein.“ Da ich nun noch viel Zeit hatte, ging ich in die Keilstraße, wo ich schon von weitem eine riesige schwarzrotgoldene Fahne heraushängen sah. Meine Mutter, mein Vater und Dina freuten sich mächtig, und ich fragte: „Wo habt ihr denn die Fahne her?“ – „Die hat die Mutter selbst genäht, weil es sonst zu lange gedauert hätte,“ sagte Dina. „Sie wollte partout die erste sein, die eine schwarzrotgoldene Fahne hißte. Sie sagt immer: ‚Jetzt geht 1848 weiter,‘ aber ich glaube, es ist doch etwas anders.“ – „Na, darüber reden wir heute abend weiter,“ erwiderte ich. „jetzt muß ich erst einmal in die Schule zu Donadt und dann auf die Bahn, um den Einmarsch zu bewerkstelligen.“

In der Schule fand ich Donadt, der so tat, als ob er sich ungeheuer über meine Rückkehr

freute. Er sagte: „Nun können Sie sich gründlich erholen. Sie haben, wie alle aus dem Felde Heimkehrenden, Anspruch auf vier Wochen Freizeit. Wir haben den 2. Dezember! Also können sie gleich die Weihnachtsferien dazu schlagen und fangen etwa am 10. Januar an.“ – „Davon kann gar keine Rede sein,“ antwortete ich. „Ich bin geradezu verhungert nach Unterricht; denn ich habe vor drei Jahren das letztemal in der Klasse gestanden. Es fragt sich nur, ob ich schon heute nachmittag anfangen, oder erst morgen früh.“ – „Aber Herr Kollege Riemann, ich brauche doch zwei Tage, um einen Stundenplan für Sie aufzustellen,“ sagte Donadt entsetzt. „So lange müssen Sie sich wirklich gedulden!“ - „Nein,“ sagte ich, „morgen früh schwirre ich um acht Uhr an und stürze mich auf meine Jungen. Auf Wiedersehn, Herr Rektor!“ und damit ging ich ab.

Es gab aber noch Schwierigkeiten, als unser Zug auf dem Bahnhof einfuhr. Damm weigerte sich, hinter der roten Fahne die Spitze zu nehmen. Er sagte: „Soll ich mir vielleicht auch noch eine rote Kokarde in den Arsch stecken? Ich gehe jetzt allein ab.“ Damit entschwand er, ohne sich weiter um sein Bataillon zu kümmern. Da er die Achselstücke in der Hosentasche hatte, hielt ihn niemand an. Ein alberner Leutnant von der Maschinengewehrkompanie trieb es noch toller. Er war erst zwanzig und fragte mich: „Na, behalten wir alles?“ – „Ich schmetterte: „Ja.“ Darauf schmetterte er heraus: „Ein wahres Glück! Ich habe nämlich meine Maschinengewehre schußfertig gemacht!“ Jetzt wurde der Mann mit der roten Fahne argwöhnisch und fragte empört: „Was war denn das?“ Ich sagte: „Das war ein dummer Junge, der überhaupt nichts zu sagen hat. Er redet öfter solchen Unsinn; aber es achtet niemand darauf.“ Der Leutnant verstummte dann eiligst, und wir rückten in der Abenddämmerung, die im Dezember früh einsetzt, in Leipzig ein. Das war mein letztes Kriegserlebnis. Daß der blöde Leutnant bereits 1918 die Klasse repräsentierte, von der wir 1933 überrannt werden sollten, ist mir erst sehr viel später klar geworden.